



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 12 December 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 12

kt. Von
Spitze
ute gilt
en Na
ehrzahl
en.
kleinen
dchen,
rzengel
ch ge
ler auf
are Na
Gabriel
n müs
A an
r son-
durch-
eugern
ch erst
örüng-
olizei-
müs-
en Er-
imlich
pruch
tische
ickeln
ch ist
aus
ird. In
e Ent-
e sich
wäre
Jahre
stän-
Auge
er mit
äuße-
e sei-
Chri-
den
rend,
e mit
t ist,
her-
zert-
eine
hren
man
lbes
heißt
noch
eine
Imre
lan-
Böh-
garn
varz
aus-
33.
an,
Welt
my,
der
gen.
vier
be-
nen

Köln, 15. Dezember 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Jugendkabarett / Comet Foto



Bildungsarbeit im Betrieb

Von Edmund Duda

Die Humanität, die Wahrung der Menschenwürde und Pflege der Persönlichkeitswerte der Mitarbeiter bilden den Inhalt unserer sozialen Betriebsgestaltung." Mit diesem Zitat leitet die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände eine Empfehlung ein, mit der sie sich an ihre Mitglieder und an die Öffentlichkeit wendet.

Es heißt weiter: Pädagogische Hilfen gehören zu den sozialen Aufgaben, die der Betrieb neben den technischen und ökonomischen ausübt. Das Ziel sei, so wird gefordert, den einzelnen in ein zufriedenstellendes Verhältnis zur Arbeit, zum Arbeitsplatz, zu den Mitarbeitern und Vorgesetzten, zum Betrieb, zum Staat und zur Gesellschaft zu führen. Bei der Auswahl der Bildungstoffe sollten die Bildungsbedürfnisse des einzelnen berücksichtigt werden.

Die Abhängigkeit der Vermittlung betrieblicher Bildungshilfen von der Größe des Betriebes, seiner Sozialstruktur, von der Einstellung der Vorgesetzten und der Fähigkeit der für die Aus- und Fortbildung Verantwortlichen wird ausdrücklich hervorgehoben.

Auf die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit außerbetrieblichen Bildungsträgern und die Einbeziehung kultureller Einrichtungen in die betriebliche Bildungsarbeit wird hingewiesen, jedoch den örtlichen Gegebenheiten überlassen.

Bei der Darstellung der Bildungsbedürfnisse wird zwischen Jugendlichen und Erwachsenen unterschieden. Stehen bei den Jugendlichen die Fragen nach Rechten und Pflichten innerhalb und außerhalb des Betriebes, sowohl der eigenen als auch der der Vorgesetzten, sowie nach den eigenen Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten im Vordergrund, so sind im Gegensatz dazu bei den Erwachsenen viele Fragen mehr oder weniger gelöst. Sie hätten sich, so heißt es, „praktisch zurecht gefunden“, was aber nicht immer bedeute, „daß sie die Probleme der Arbeitswelt bewußt bewältigt haben“. Der Erwachsene befinde sich oft in einem anhaltenden, unbewußten Spannungszustand zwischen Einsicht, Anforderung und vermeintlichem Unvermögen. Es gehe bei ihnen um die Vertiefung von Grundkenntnissen, die Verdeutlichung von Zusammenhängen und den Abbau von Vorurteilen. Der Erwachsene solle Urteilsfähigkeit und Selbstsicherheit gewinnen.

Das Streben nach selbständigem Denken und Handeln wird bei Jugendlichen und Erwachsenen gleichermaßen vorausgesetzt. Für viele Frauen jedoch erwache das Interesse für betriebliche, wirtschaftliche und politische Fragen erst, wenn Ehe und Familie nicht mehr allein den Lebensinhalt bilden.

Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Jugendlichen mehr eine Einführung in die Grundkenntnisse gegeben, bei den Erwachsenen jedoch diese Grundkenntnisse vertieft und im Rahmen des größeren Zusammenhanges verdeutlicht werden sollen, werden dem Inhalt nach die gleichen Probleme und Stoffe für beide Gruppen empfohlen.

Die Themen

Unter den vorgeschlagenen Generalthemen befinden sich solche wie: Der Mensch im Betrieb; Allgemeines menschliches Verhalten im Betrieb; Stellung der Firma auf dem Markt; Das Unternehmen; Aufstiegsmöglichkeiten im Betrieb; Der Lohn und seine Funktionen; Die soziale Sicherheit. Bei drei der vorgeschlagenen Hauptthemen empfiehlt sich für uns eine nähere Betrachtung.

a) Bei der „Geschichte des Betriebes“ sollen die Entstehung der Firma, die Entwicklung der Mitarbeiterzahl, Sozialstruktur und Produktionstechniken, der Kapitalaufwand zum Aufbau der Firma und die Herkunft des Kapitals sowie die Wirtschafts- und Sozialstruktur im Verhältnis zu anderen Firmen der Branche abgehandelt werden.



b) Beim Thema „Arbeitsvertrag“ findet man auch Themen wie zum Beispiel die Vertragspartner, Einzel- und Tarifvertrag, die Tarifautonomie, die geschichtliche Entwicklung der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände in der Bundesrepublik und der Aufbau der Arbeits- und Sozialgerichte.

c) Auch der Komplex der „Mitverantwortung des Arbeitnehmers im Betrieb“ befindet sich unter den vorgeschlagenen Vortragsthemen. Das Betriebsverfassungs- und Mitbestimmungsgesetz, Stellung und Aufgabe des Betriebsrates und des Jugendsprechers, Demokratie in Betrieb und Staat mit den Unterschieden zwischen Betriebsverfassung und Staatsverfassung werden unter anderem besonders aufgeführt.

Interessant ist es, auf einige personelle Voraussetzungen hinzuweisen, die in der Unternehmerbroschüre im einzelnen dargelegt werden. Die für den Erfolg und die Entwicklung der betrieblichen Bildungsarbeit aufgestellte These ihrer Abhängigkeit von der Einsicht ihrer Befürworter und dem pädagogischen Vermögen ihrer Mittler gilt wohl für alle gleichartigen Bestrebungen. Besondere Vorgesetztenkurse werden ausdrücklich für notwendig erachtet. Das Können und Verhalten der Vorgesetzten prägen das soziale Klima im Betrieb. Unter den vorgeschlagenen Referenten für die betriebliche Bildungsarbeit werden auch Betriebsräte und Vertreter der Gewerkschaften aufgeführt.

Bei der ebenfalls empfohlenen Zusammenarbeit mit anderen Bildungsträgern werden neben der Volkshochschule, konfessionellen

Bildungseinrichtungen auch Bildungsinstitutionen der Gewerkschaften genannt.

Den sehr vielseitigen Vorschlägen werden noch grundsätzliche Bemerkungen angefügt. Es heißt darin, daß der Arbeitnehmer im Zuge der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in seiner rechtlichen und sozialen Stellung immer selbständiger geworden sei. Er habe zunehmend Anerkennung als Mitarbeiter gefunden. Die Anforderungen an Vernunft und Gefühl, die aus seinen verschiedenen Bindungen erwachsen, führten ihn daher häufig in die Zwangssituation der doppelten Loyalität. Konflikte, wie zum Beispiel die Entscheidung zwischen „Erfordernissen des Betriebes“ und gewerkschaftlichen Forderungen, zwischen dem Zugehörigkeitsgefühl zum Betrieb und der Solidarität gegenüber Arbeitnehmerschaft und Gewerkschaft, forderten vom Arbeitnehmer ein hohes Maß von Sachlichkeit und Kenntnis über betriebliche und sozialpolitische Zusammenhänge.

In ihrem Bemühen, die betriebliche Situation zu verbessern und betriebliche Bildungsarbeit in den Dienst dieser Sache zu stellen, gehen die Unternehmer von der Überlegung aus, daß der Betrieb nicht nur eine produktionstechnisch-ökonomische Einheit, sondern ebenso sehr ein Sozialgefüge mit eigener und besonderer Bildungskraft ist. Im Betrieb verbringen die meisten Menschen unserer Zeit einen wesentlichen Teil ihres Daseins, die Erlebnisse im Betrieb haben auf ihr Denken und ihr Urteil bestimmenden Einfluß, der Betrieb erscheint ihnen als Spiegelbild der Gesellschaft und bestimmt ihr Weltbild. Da nur „geistig freie Menschen unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung tragen und gestalten“

können, fühlen sich die Unternehmer verpflichtet, an der Bildung des Menschen mitzuwirken und in ihren Betrieben dazu beizutragen.

Mitverantwortung

Soweit zu dem Inhalt der neuesten Empfehlung der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände. Wir nehmen diese Bestrebungen zunächst zur Kenntnis. Ob die sehr wohlklingenden Vorschläge in der Art verwirklicht werden, daß auf örtlicher und betrieblicher Ebene dann tatsächlich auch gewerkschaftliche Themen und gewerkschaftliche Referenten in fairer Weise zum Zuge kommen, bleibt abzuwarten. Wo wir angesprochen werden, sollten wir unsere Unterstützung geben. Wo uns jedoch einseitige, antigewerkschaftliche betriebliche Maßnahmen bekannt werden, müssen wir sie bekämpfen.

Die wichtigste Aufgabe fällt unseren Betriebsräten und Jugendvertretern in den Betrieben zu. Sie stehen am Ort des Geschehens. Sie haben ein gewichtiges Wort mitzureden und „Mitverantwortung“ zu tragen, wie es in der Unternehmerbroschüre heißt, wie es aber auch im Betriebsverfassungsgesetz vorgeschrieben ist. Wissen ist eine elementare Voraussetzung zum Funktionieren einer demokratischen Gesellschaftsordnung im Zeitalter der Technik. Bildungsarbeit im Betrieb kann eine interessante Bereicherung der vielseitigen Bildungsbemühungen unserer Gesellschaft sein. Es wird dabei auf unsere Jugendfunktionäre in den Betrieben und den örtlichen Gewerkschaftsstellen ankommen.

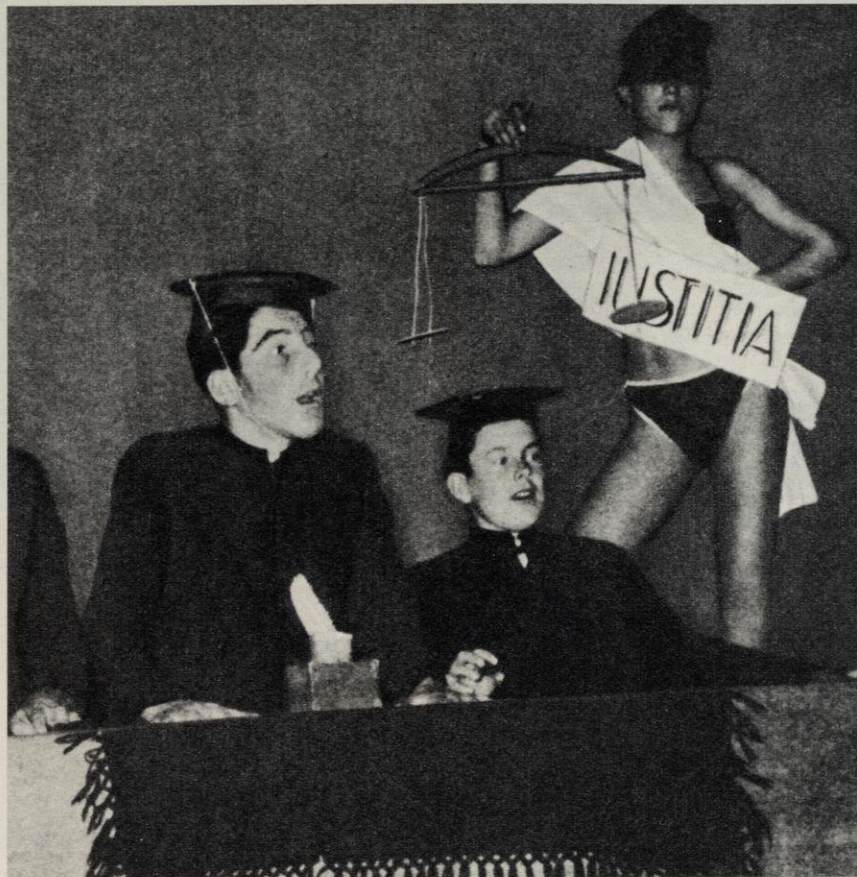
Notstandsgesetz- gebung ablehnen

DGB an Bundesrat:

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat sich, entsprechend dem Beschluß des DGB-Bundeskongresses in Hannover, am 13. November in einem Brief an die Ministerpräsidenten der Länder gewandt. In dem Schreiben bittet er darum, den Entwurf eines Gesetzes zur Ergänzung des Grundgesetzes (Notstandsgesetzgebung), der dem Bundesrat gegenwärtig zur Prüfung vorliegt, abzulehnen.

In dem Schreiben heißt es unter anderem: „Wir erlauben uns, darauf hinzuweisen, daß der 6. ordentliche Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Hannover die Frage einer verfassungsändernden Notstandsregelung erörtert und auch alle für eine solche Regelung vorgebrachten Argumente sorgfältig geprüft hat. Nach eingehender Diskussion hat der DGB-Bundeskongreß die Notwendigkeit der Ergänzung des Grundgesetzes verneint. ... Wir würden es begrüßen, wenn sich Ihr Land den im Beschluß vertretenen Standpunkt zu eigen machen würde und wären Ihnen verbunden, wenn Sie uns mitteilen würden, ob wir damit rechnen dürfen, daß Ihr Land diesen Standpunkt in den Beratungen des Bundesrates vertreten wird.“

Die Waage der Gerechtigkeit



Betriebsintern

In Behörden und Vereinen
Und in größeren wie kleinen
Firmen ziemlich aller Branchen
Tut man jetzt in Stimmung planschen.
Jedes Jahr die alte Leier –
O du schöne Weihnachtsfeier!

Um die Leute zu erheitern
Dankt der Chef den Mitarbeitern,
Zündet feierlich sodann
Selbst die Christbaumkerzen an.
Und dann singt man brav und bieder
Wieder mal die Weihnachtslieder,
Jedes Jahr die alte Leier –
O du schöne Weihnachtsfeier!

Heiße Würstchen, Bier und Pünische,
Stimmung, Frohsinn, gute Wünsche.
Später kommt der Nikolaus
(Hauptbuchhalter Semmelbraus).
Denn so war's ja immer schon –
Und er lobt die Direktion.
Jedes Jahr die alte Leier –
O du schöne Weihnachtsfeier!

Lauter wird's, man brüllt und lacht:
Der Chef hat einen Witz gemacht!
Dicke Luft und Qualm und Rauch,
Kleine Augen, voller Bauch.
Und man muß so schrecklich schwitzen,
Manche haben einen sitzen,
und die kübeln wie die Reiher.
O du schöne Weihnachtsfeier!

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Kürzlich ging ein Urteil des hohen Bundesarbeitsgerichts durch die Presse, das nicht nur bei der arbeitenden Jugend und den Gewerkschaften, sondern selbst bei den Arbeitsministern unseres bundesrepublikanischen Staates zumindest ein nachhaltiges Kopfschütteln verursachte.

Grund genug dazu war vorhanden, ja, bei Licht betrachtet konnte man ob des Urteils fast annehmen, daß unserer hoheitsvollen Justitia die Augenbinde etwas verrutscht ist oder an der Waage der Gerechtigkeit ein nicht unbeachtliches Quentchen fehlt. Was war geschehen?

Das höchste Gericht in der Bundesrepublik, das für Streitsachen aus dem Arbeitsleben zuständig ist, hat am 12. Oktober 1962 kurz und bündig entschieden, daß die Jugendlichen über 16 Jahre auch dann samstags beschäftigt werden dürfen, wenn die Erwachsenen üblicherweise an diesem Tage nicht arbeiten. Im Jugendarbeitsschutzgesetz aber steht in § 10 Absatz 4: Die Arbeitszeit der Jugendlichen darf täglich und wöchentlich die übliche Arbeitszeit der erwachsenen Arbeitnehmer des Betriebes nicht überschreiten.

Nun mag diese Formulierung vielleicht für Lehrling Fridolin Klößchen im ersten Lehrjahr etwas verwickelt sein, aber die Abgeordneten des Bundestages wollten damit erreichen, daß, wenn an einem Tage, z. B., wie das heute weithin üblich ist, am Samstag, die Erwachsenen nicht beschäftigt werden, auch die Jugendlichen nicht arbeiten dürfen. Deshalb befindet sich das kleine Wörtchen „täglich“ in dieser Bestimmung, sonst hätten sie es ja weglassen können, was sie eben nicht taten. Dieser Auffassung jedenfalls war auch der zuständige Ausschuß für Arbeit unseres bundesrepublikanischen Parlaments, und er mußte es ja wissen, denn er hat das Gesetz in mehr als 70 Sitzungen beraten, Wort für Wort und Satz für Satz. Er jedenfalls und deshalb wohl auch der ganze Bundestag wollten es so. Der gleichen Auffassung war auch der Bundesrat. Das ist in den vielen Papieren zu lesen, die dem Bundesrat vorgelegt wurden, und so wurde es

ihm auch mündlich vorgetragen. Also mußte er es ja auch wissen und wollte es auch so. Auch die Arbeitsminister aller bundesrepublikanischen Länder brauchten sich nach dem Inkrafttreten des Gesetzes nicht lange darüber ihre Köpfe zu zerbrechen. Sie waren vielmehr recht schnell ebendieser Auffassung und wiesen ihre Behörden an, strikt auf die Einhaltung dieser Bestimmung zu achten und jeden zu bestrafen, der sich nicht daran hält.

Nun hat aber jedes Gericht in unserem bundesrepublikanischen Staat nichts anderes zu tun, als dem, was die Gesetzmacher – nämlich Bundestag und Bundesrat – endgültig festgesetzt haben, zum Recht zu verhelfen. Beileibe dürfen sie nicht das Gegenteil beschließen, und auch das höchste Gericht darf das nicht und tut es auch nicht – beileibe nicht. Aber böse Zungen behaupten: Zehn Juristen – zwanzig verschiedene Meinungen.

So tauchte auch alsbald nach Verabschiedung des Gesetzes ein Mann namens Brennessel – oder so ähnlich – auf, seines Zeichens scharfsinniger Jurist der Vereinigung der bundesrepublikanischen Arbeitgeber. Er stellte in einem dicken Buch von 547 Seiten, das sich nur mit dem Jugendarbeitsschutzgesetz befaßt, in unergründlicher Weise fest, daß die eben genannte Vorschrift des § 10 Abs. 4, JArbSchG. auf den freien Samstag nicht anwendbar sei, sofern hierdurch die Jugendlichen die gesetzlich zulässige Wochenarbeitszeit nicht erreichen könnten. Ja, es fanden sich schließlich auch einige andere Rechtsausleger, die in ähnlichem Sinne den Satz drehten und wendeten, ihn von oben und unten und vor allem von rechts und von rückwärts besahen, ob man denn nichts entdecken könne. Und siehe da, man entdeckte. Ein Herr Professor im fernen München entdeckte tief-sinnig: Der Gesetzgeber habe nur bestimmt, daß die übliche Arbeitszeit der Erwachsenen nicht überschritten werden dürfe. Null Stunden Arbeitszeit am Samstag seien aber überhaupt keine Arbeitszeit, sondern das Gegenteil. Vom Gegenteil von Arbeit aber habe der Gesetzgeber hier nichts gesagt. Deshalb würde die Arbeitszeit der Erwachsenen am freien Sam-

tag durch die Arbeitszeit der Jugendlichen auch nicht überschritten, denn die Erwachsenen hätten ja gar keine Arbeitszeit. Was aber nicht da ist, könne folgerichtig auch nicht überschritten werden. „Spitzfindig“, wenn nicht gar „sophistisch“ bezeichneten andere hohe Richter diese Auslegung. Aber das noch höhere Bundesarbeitsgericht ließ sich nicht beirren, sondern schloß sich anscheinend diesem tiefgründigen Null-Spiel an.

Ein weiterer Gelehrter glaubte sogar, allen Ernstes entdecken zu können, daß dem freien Samstag keinerlei arbeitsschutzrechtliche Bedeutung zukomme, ja wer sechs Tage in der Woche arbeite, lebe der Natur gemäß. Zwar erklärte ein ebensolcher Professor, diesmal vom Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie, der es ja eigentlich richtig wissen müßte, daß derartige Behauptungen ein ausgemachter Unsinn seien, aber auch dies konnte das hohe Gericht nicht erschüttern. Viele weitere Professoren und Rechtsgelehrte wiesen auf den im Gesetz niedergelegten zwingenden Willen des Gesetzgebers hin, die Arbeit der Jugendlichen in Betrieben mit der 5-Tage-Woche zu verbieten, doch die weisen Bundesrichter glaubten hinwiederum, ihnen allen keinen Glauben schenken zu können. Dabei machten es sich die Bundesrichter keineswegs leicht. O nein! Sie sollen sogar zu anderen weisen Bundesrichtern gefahren sein, die ebenfalls mit dieser Frage befaßt sind, um ihre Argumente zu hören. So hörten sie denn am Vormittag, und sie hörten am Nachmittag die Argumente der anderen weisen Bundesrichter, und was herauskam, hörten dann alle und staunten. Dummerweise hatte man in der Eile vergessen, die höchst ehrenwerten ehrenamtlichen Bundesarbeitsrichter mit hinzuzuziehen, wie es doch eigentlich richtig gewesen wäre.

Auch waren die anderen Bundesrichter noch gar nicht völlig informiert, denn die Schriften des nicht minder ehrenwerten Generalbundesanwalts lagen ihnen noch gar nicht vor und konnten deshalb auch gar nicht in ihre tief-schürfenden Überlegungen einbezogen worden sein. Aber was tat es schon oder tat es doch? Nein – es tat auch nichts mehr, daß der zuständige Arbeitsausschuß der Gesetzesmacher noch nachträglich erklärte, es sei seine Auffassung gewesen, daß in jedem Falle – also auch am Samstag – die Arbeitszeit der Erwachsenen von den Jugendlichen nicht überschritten werden dürfte. Mit einer Schnelligkeit ohnegleichen wurde das Urteil gefällt.

So konnte es denn geschehen, daß offensichtlich die Waage der Gerechtigkeit nicht richtig funktionierte und dem Verhältnis der Jugendlichen zum Recht und zu unserem demokratischen Staat ein empfindlicher Stoß versetzt wurde. Dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn durch weitere Unvernunft der Betriebe das rückgängig gemacht werden sollte, was auf Grund des Gesetzes sich bisher längst bewährt hat.

Nun müßten sich Bundestag und Bundesrat schnellstens daran begeben, die Waage der Gerechtigkeit wieder ins Lot zu bringen und ihren erklärten Willen nochmals so festzulegen, daß auch die höchst weisen Bundesrichter gehalten sind, das Gesetz in diesem Sinne auszulegen. Schließlich handelt es sich hier um ein Gesetz zum Schutze der arbeitenden Jugend und nicht um ein Schutzgesetz für die Arbeitgeber, auch wenn einige hohe Bundesrichter dies noch immer nicht glauben sollten.

F. K.

ORGANISATIONS-BÜRO



Aktive Minderheit

Zur Tagung der Gewerkschaftsjugend des DGB von Nordrhein-Westfalen



Im schönen Konferenzsaal der Stadthalle von Oberhausen kamen am 24. und 25. November 1962 120 Delegierte zur 6. Landesbezirksjugendkonferenz von Nordrhein-Westfalen zusammen. Ihr Durchschnittsalter betrug 23 Jahre. Sie vertraten rund eine Viertelmillion junge Gewerkschaftsmitglieder.

Landesbezirksjugendsekretär Bert Hartig konnte zahlreiche namhafte Gäste begrüßen, darunter die Frau Oberbürgermeisterin, den Vizepräsidenten des Landtages, den aus der Gewerkschaftsjugend hervorgegangenen Arbeits- und Sozialminister des Landes und viele mehr.

Der Vertreter des Landesjugendringes erklärte in seiner Begrüßung, daß sich die ganze Differenziertheit unserer sogenannten pluralen Gesellschaft im Landesjugendring widerspiegelt. Vieles könnten die Jugendorganisationen nicht gemeinsam tun, aber die Sorge um die Jugend wäre ein gemeinsames Anliegen, auch die Freundschaft untereinander wäre möglich, und schon allein das wäre staatsbürgerliche Bildung.

Politische Bildung war dann auch eines der Hauptthemen der Konferenz. Prof. Dr. Eugen Kogon sprach über „Politische Bildung – Möglichkeiten, Grenzen, Tabus“. Der junge Mensch unserer Gesellschaft habe vielerlei Möglichkeiten, müsse unterscheiden lernen, um dann entscheiden zu können. Das Wissen sei jedoch nicht unabhängig von der gesellschaftlichen Entwicklung. Es gäbe auch so etwas wie ein herrschendes, geltendes Wissen. Unsere freiheitliche Demokratie ist eine offene Gesellschaft. Es bestehen gleiche Chancen für vergleichbare Möglichkeiten (Begabungen). Es besteht kein Zwang zu einem bestimmten Verhalten, mit Ausnahme der Beachtung der Prinzipien. Freiheitliche Demokratie könne ohne politische Bildung nicht existieren. Freiheitliche Demokratie sei eine produktive Utopie, sie wird nie voll verwirklicht werden. Wörtlich rief er den Delegierten zu: „Lassen Sie sich von niemand auf eine Detailaufgabe beschränken. Jede Gesellschaft lebt von aktiven Minderheiten. In unserer Demokratie aber ist diese Minderheit für jedermann offen.“

Im Arbeitsbericht kamen Probleme zur Sprache, die wohl für alle Landesbezirke gelten. Der Jugendarbeitsschutz muß verteidigt werden, ja, es gilt ihn für viele erst einmal zu verwirklichen. Verschiedene Umfragen haben ergeben, daß bei 50 v. H. der Lehrlinge die Arbeitszeit nicht eingehalten wird, daß viele keine Pausen machen und ein Teil sogar keinen Urlaub bekommt.

Die Mitgliederzahlen müssen durch eine aktive Werbung wieder auf den alten Stand gebracht werden. Es kommt auch darauf an, junge weibliche Arbeitnehmer, junge Angestellte und vor allem Lehrlinge zu organisie-

ren. Von der Bundesregierung wird erwartet, daß sie entsprechend dem Beschluß des Bundestages bis zum 1. Februar 1963 den Entwurf eines Berufsausbildungsgesetzes vorlegt, denn die Berufsausbildung darf nicht länger wirtschaftlichen Interessen untergeordnet sein.

Der Leiter der Abteilung Jugend beim DGB, Bundesvorstand Günter Stephan sprach über „Die gewerkschaftliche Jugendarbeit“. Zum Bundeskongreß in Hannover bemerkte er, daß keinerlei Einschränkungen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit beschlossen worden sind. Er kritisierte das öffentliche Schulwesen, das nach wie vor eine Institution zur Vergabe privilegierter Positionen in unserer Gesellschaft sei. Es müsse nachdenklich stimmen, daß der Anteil der Studierenden, die aus Arbeitnehmerkreisen stammen, noch immer weniger als 4 v. H. betrage.

Die Konferenz befaßte sich mit über 40 Anträgen und Entschlüssen. Die Einhaltung des Jugendarbeitsschutzgesetzes und die Verbesserung dieses Gesetzes wurde einstimmig gefordert. Betriebs- und Personaljugendvertreter sollen künftig Kündigungsschutz erhalten. Einen Mindesturlaub von 18 Tagen forderte die Konferenz für alle Jugendlichen vom 18. bis zum 21. Lebensjahr.

Die Einführung eines neunten und zehnten Schuljahres wird vorgeschlagen, ein Pflichtjahr für Mädchen wird abgelehnt. Am 1. September sollen Kundgebungen gegen den Krieg durchgeführt werden. Die Möglichkeit zur gleichberechtigten Teilnahme an den Weltjugendfestspielen soll geprüft werden, ferner wird der Bundesvorstand gebeten, bei der nächsten Veranstaltung dieser Art einen Informationsstand des DGB zu errichten, wenn Möglichkeiten hierzu bestehen. Schließlich wurde beschlossen, eine Betreuung der zum Wehrdienst einberufenen Mitglieder durch die DGB-Kreisvorstände mit den zuständigen Jugendoffizieren und Vertrauensleuten bei der Bundeswehr durchzuführen sowie Arbeitsgemeinschaften „Jugendpflege und Bundeswehr“ in Garnisonen und Standorten im Rahmen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit zu bilden, die sich intensiv um die Freizeitgestaltung der jungen Soldaten bemühen.

Eine Kampfabstimmung gab es über die Frage, ob das Alter der Betriebsjugendvertreter von 24 auf 27 Jahre erhöht werden soll. Dieser Vorschlag, der im Landesbezirk zunächst noch weiter diskutiert werden muß, erhielt zweistimmige Mehrheit.

Den Delegierten kann bescheinigt werden, daß sie alle Voraussetzungen mitbringen, um der „aktiven Minderheit“ unserer Gesellschaft anzugehören.

G. Scheer

wartet
ß des
en Ent-
s vor-
nicht
unter-

DGB-
h über
. Zum
er, daß
schaft-
vorden
vesen,
ergabe
Gesell-
mmen,
e aus
immer

0 An-
haltung
d die
e ein-
sonal-
ungs-
von
r alle
bens-

hten
Nicht-
Sep-
Krieg
t zur
Welt-
erner
i der
einen
hten,
ließ-
y der
ieder
zu-
ens-
n so-
flüge
and-
chen
um
aten

die
end-
orden
ezirk
nuß,

daß
der
an-



Kranzniederlegung für die Opfer des Faschismus



Eine Weihnachtskiste für Kop

Von Heinrich Böll

Als er vom Bahnhof zurückkam, brachte Lasnow die Nachricht mit, daß eine Kiste für Kop angekommen sei. Lasnow ging jeden Morgen zu dem Zug, der aus Odessa kam, und versuchte, mit den Soldaten Geschäfte zu machen. Im ersten Jahr hatte er Socken, Sacharin, Salz, Zündhölzer und Feuersteine mit Butter und Öl bezahlt – und die großzügigen Handelsmannen genossen, die beim Tauschhandel üblich sind; später hatten sich die Kurse eingespielt, und es wurde ein hartes Feilschen um dieses Geld, das mit dem sinkenden Kriegsglück immer wertloser wurde. Es gab keine Butter mehr zum Tauschen, kein Öl und schon lange nicht mehr die saftigen Speckstücke, für die man im Anfang eine französische Doppelbettmatratze bekommen hatte. Der Handel war spitz geworden, sauer und aufreibend, seitdem die Soldaten angefangen hatten, ihr eigenes Geld zu verachten. Sie lachten, wenn Lasnow mit seinem Päckchen Geldscheine am Zug entlanglief und in einem nervösen Singsang in die offenen Fenster rief: „Ich zahle für alles die höchsten Preise! Die höchsten Preise für alles!“ Nur selten tauchte einmal ein Neuling auf, der sich einen Mantel, ein Unterhemd abschätzte, sich von den Geldscheinen verführen ließ. Und sehr selten waren die Tage geworden, an denen Lasnow über ein größeres Objekt – eine Pistole, eine Uhr oder ein Fernglas – so lange verhandeln mußte, daß er gezwungen war, den Stationsvorsteher zu bestechen, der den Aufenthalt des Zuges verlängerte, bis Lasnow sein Geschäft abgeschlossen hatte. Im Anfang hatte jede Minute nur eine Mark gekostet, aber der gierige, trunksüchtige Stationsvorsteher hatte den Preis für eine Minute längst auf sechs Mark gesteigert.

An diesem Morgen war gar kein Geschäft zu machen gewesen. Ein Feldgendarm patrouillierte am haltenden Zug entlang, verglich seine Armbanduhr mit der Taschenuhr des Stationsvorstehers und schnauzte den zerlumpten Jungen an, der am Zug entlanglief, um nach Zigarettenstummeln zu suchen; aber die Soldaten warfen schon lange keine Zigarettenstummel mehr weg, geizig kratzten sie die schwarze Asche ab und bargen ihre Reste wie Kostbarkeiten in ihren Tabaksdosen; auch mit Brot waren sie sparsam geworden, und der Junge, der, als er keine Tabakreste fand, mit schlenkernden Armen am Zug entlanglief und auf eine herrliche eindrucksvolle Weise in einem heulenden Singsang „Brot“ rief, „Brot – Kameraden, Brot“, der Junge erntete nur einen Tritt des Feldgendarmen, sprang, als der Zug abfuhr, an die Mauer, und eine Papiertüte rollte vor seine Füße. Sie enthielt ein Stück Brot und einen Apfel. Der Junge grinste, als Lasnow an ihm vorbei in den Warteraum ging. Der Warteraum war leer und kalt. Lasnow ging auf den Vorplatz und blieb zögernd stehen. Ihm schien, als müsse der Zug noch kommen; zu schnell war es gegangen, korrekt, pünktlich, aber er hörte das rostige Knirschen: das Signal rutschte schon wieder auf Halt.

Lasnow erschrak, als eine Hand sich auf seine Schulter legte, die Hand war zu leicht, um die des Stationschefs zu sein; es war die Hand des Jungen, der Lasnow den angebissenen Apfel hinhielt und murmelte: „Sauer, so sauer ist das Apfelchen – aber was gibst du mir für das hier?“ Er zog aus der linken Tasche eine rote Zahnbürste und hielt sie Lasnow hin. Lasnow öffnete den Mund und fuhr sich unwillkürlich mit dem Zeigefinger über seine kräftigen Zähne, auf denen ein dünner Pelz lag; er schloß den Mund wieder, nahm dem Jungen die Zahnbürste aus der Hand und betrachtete sie; ihr roter Stiel war durchsichtig, weiß und hart waren die Borsten.

„Ein hübsches Weihnachtsgeschenk für deine Frau“, sagte der Junge, „sie hat so hübsche weiße Zähne.“

„Du Bengel“, sagte Lasnow leise, „was gehen dich die Zähne meiner Frau an?“

„Oder für deine Kinder“, sagte der Junge, „man kann durchgucken – so.“ Er nahm Lasnow die Bürste aus der Hand, hielt sie sich vor die Augen, betrachtete Lasnow, den Bahnhof, die Bäume, die verfallene Zuckerfabrik und gab Lasnow die Bürste zurück. „Probier's mal“, sagte er, „es ist hübsch.“ Lasnow nahm die Bürste und hielt sie vor die Augen; im Innern des Stiels wurden die Reflexe gebrochen: der Bahnhof sah aus wie eine langgestreckte Scheune, die Bäume wie abgebrochene Besen, das Gesicht des Jungen war zu einer platten Grimasse verzerrt, der Apfel, den er vors Gesicht hielt, sah aus wie ein rötlicher Schwamm. Lasnow gab dem Jungen die Bürste zurück. „Na ja“, sagte er, „wirklich ganz hübsch.“

„Zehn“, sagte der Junge.

„Zwei.“

„Nein, nein“, sagte der Junge weinerlich, „nein, sie ist so hübsch.“ Lasnow wandte sich ab.

„Gib mir wenigstens fünf.“

„Komm“, sagte Lasnow, „gut, ich geb' dir fünf.“ Er nahm die Bürste, gab dem Jungen den Schein. Der Junge lief in den Wartesaal zurück, und Lasnow sah ihn dort beharrlich und systematisch mit einem Stock in der Asche des Ofens nach Zigarettenresten suchen; eine graue Staubwolke stieg auf, und der Junge murmelte in seinem Singsang etwas vor sich hin, das Lasnow nicht verstand.

Der Stationsvorsteher kam in dem Augenblick, als Lasnow sich entschlossen hatte, eine Zigarette zu drehen, und gerade seinen Tabakvorrat auf der flachen Hand musterte, den Staub von den Flocken sonderte. „Na“, sagte der Stationsvorsteher, „das sieht ja aus, als würde es für zwei langen.“ Er griff zu,



ohne um Erlaubnis zu fragen, und die beiden Männer standen rauchend an der Bahnhofsecke und blickten in die Straße hinein, auf der Buden, Stände, schmutzige Zelte errichtet wurden, alles war grau, braun oder schmutzfarben, nicht einmal am Kinderkarussell war Farbe zu sehen.

„Meine Kinder“, sagte der Stationsvorsteher, „haben mal vor irgend jemand Malbücher geschenkt bekommen, auf der einen Seite konntest du die fertigen Bilder sehen, bunt, auf der anderen die Umrisse, in die du die Farben hineinmalen mußtest. Aber ich hatte keine Farben, auch keine Stifte, und meine Kinder schmierten alles mit meinem Bleistift voll – daran muß ich denken, wenn ich diesen Markt sehe. Es war wohl keine Farbe mehr da, nur Bleistift – grau, dreckig, dunkel...“

„Ja“, sagte Lasnow, „kein Geschäft zu machen; das einzige Eßbare sind die Maiskuchen von Ruchew, aber du weißt ja, wie er sie macht.“

„Rohe Maiskörner, zusammengepreßt, ich weiß“, sagte der Stationsvorsteher, „dann mit dunkelgefärbtem Öl beschmiert, daß man glauben soll, sie seien in Öl gebacken.“

„Na“, sagte Lasnow, „ich will sehen, ob nicht doch was zu machen ist.“

„Wenn du Kop siehst, sag ihm, daß eine Kiste für ihn angekommen ist.“

„Eine Kiste? Was ist drin?“

„Ich weiß nicht. Kommt aus Odessa. Ich schick den Bengel mit meiner Karre ruf zu Kop. Sagst du's ihm?“

„Ja“, sagte Lasnow.

Immer wieder, während er über den Markt schlenderte, blickte er zum Bahnhof hinunter, um zu sehen, ob der Junge mit der Kiste noch nicht kam. Und er erzählte allen, daß für Kop eine Kiste aus Odessa gekommen sei. Das Gerücht ging schnell über den Markt, überholte Lasnow und kam, während er langsam auf Kops Stand zuzuging, an der anderen Straßenseite schon auf ihn zurück.

Als er an das Kinderkarussell kam, schirrte der Besitzer gerade das Pferd an: Das Gesicht des Pferdes war mager und dunkel, vor Hunger ganz edel; es erinnerte Lasnow an die Nonne von Nowgorod, die er als Kind einmal gesehen hatte. Auch deren Gesicht war mager und dunkel gewesen, vor Entbehrung ganz edel; sie hatte sich in einem dunkelgrünen Zelt auf den Jahrmärkten gezeigt, und es hatte kein Geld gekostet, sie zu sehen, nur wurden die Zuschauer, wenn sie das Zelt verließen, um ein Opfer gebeten.

Der Besitzer des Karussells kam auf Lasnow zu, beugte sich zu ihm und flüsterte: „Hast du schon gehört von der Kiste, die für Kop angekommen sein soll?“

„Nein“, sagte Lasnow.

„Es soll Spielzeug drin sein, Autos zum Aufdrehen.“

„Nein“, sagte Lasnow, „ich habe gehört, daß es Zahnbürsten sind.“

„Nein, nein“, sagte der Karussellbesitzer, „Spielzeug.“

Lasnow streichelte zärtlich dem Pferd über die Nase, ging müde weiter und dachte voll Bitterkeit an die Geschäfte, die er früher hatte machen können. Er hatte schon so viel Kleider gekauft und verkauft, daß er eine ganze Armee damit hätte ausrüsten können, und nun war er so tief gesunken, daß er sich von diesem Bengel eine Zahnbürste hatte aufschwätzen lassen. Fässer voll Öl hatte er verkauft, Butter und Speck, und an den Weihnachtstagen hatte er immer einen Stand mit Zuckerstangen für die Kinder gehabt; die Farben der Zuckerstangen waren so grell gewesen wie die Freuden und Leiden der Armen: rot wie die Liebe, die man in Hauseingängen feiert oder an der Fabrikmauer, während der bittersüße Geruch der Melasse über die Mauer drang; gelb wie Flammen im Gehirn eines Betrunkenen oder so hellgrün wie der Schmerz, den man empfindet, wenn man morgens aufwacht und das Gesicht seiner schlafenden Frau betrachtet, ein Kindergesicht, dessen einziger Schutz gegen das Leben diese schwachen rötlichen Lider waren, hinfällige Deckelchen, die sie öffnen mußte, wenn die Kinder anfangen zu schreien. Aber in diesem Jahr hatte es nicht einmal Zuckerstangen gegeben, und sie würden Weihnachten zu Hause sitzen, dünne Suppe löffeln und abwechselnd durch den Stiel der Zahnbürste gucken.

Neben dem Karussell hatte eine Frau zwei alte Stühle nebeneinandergestellt und darauf einen Laden eröffnet: zwei Matratzen hatte sie zu verkaufen, auf denen noch „Magasin du Louvre“ zu lesen war, ein zerlesenes Buch mit dem Titel: „Links und rechts der Eisenbahn, Gelsenkirchen bis Essen“, eine englische illustrierte, Jahrgang 1938, und eine kleine Blechdose, in der einmal ein Farbband gewesen war.

„Schöne Sachen“, sagte die alte Frau, als Lasnow stehen blieb.

„Hübsche Sachen“, sagte er, und als er weitergehen wollte, stürzte die Frau auf ihn zu, zog ihn am Ärmel näher und flüsterte: „Für Kop ist 'ne Kiste aus Odessa angekommen. Mit Weihnachtssachen.“

„So?“ sagte er, „mit was denn?“

„Zuckerzeug, ganz bunt, und Gummities, die quietschen. Das wird lustig.“

„Ja“, sagte Lasnow, „das wird lustig.“

Als er endlich Kops Stand erreichte, hatte der gerade ange-
 hängen, seine Sachen abzuladen und auszustellen: Schür-
 ken, Kochtöpfe, Öfen, rostige Nägel, die er immer selbst
 zusammensuchte und geradeklopfte. Fast alle Leute hatten
 sich an Kops Stand versammelt, standen stumm vor Erregung
 und blickten die Straße hinunter. Als Lasnow zu Kop trat, lud
 er gerade einen Ofenschirm ab, auf dem goldene Blumen
 und eine Chinesin zu sehen waren.

„Ich soll dir ausrichten“, sagte Lasnow, „daß für dich eine
 Kiste angekommen ist. Der Bengel, der immer am Bahnhof
 herumstreunt, wird sie dir bringen.“

Kop blickte seufzend auf und sagte leise: „Auch du, auch du
 angst mir davon an.“

„Wieso auch ich“, sagte Lasnow, „ich komme geradenwegs
 vom Bahnhof, um's dir auszurichten.“

Kop duckte sich ängstlich; er war elegant, er trug eine saubere
 graue Pelzmütze, hatte immer einen Stock in der Hand, mit
 dem er im Gehen Kerben in den Boden schlug, und als einzige
 Erinnerung an seine besseren Tage hatte er die lässige Hal-
 tung seiner Zigarette im Mund, einer Zigarette, die fast nie
 brannte, weil er selten Geld für Tabak hatte. Vor siebenund-
 zwanzig Jahren, als Lasnow als Deserteur ins Dorf zurück-
 kehrte und die Kunde von der Revolution brachte, war Kop
 fährlich gewesen, Bahnhofskommandant, und als Lasnow an
 der Spitze des Soldatenrates in den Bahnhof gekommen war,
 um Kop zu verhaften, war dieser bereit gewesen, sich eine
 Lippenbewegung, die Haltung seiner Zigarette, ein Leben
 kosten zu lassen; jedenfalls blickten sie alle auf seinen Mund-
 winkel, und er war gefaßt darauf, daß sie ihn erschießen wür-
 den, aber er nahm die Zigarette nicht aus dem Mund, als Las-
 now auf ihn zukam. Doch Lasnow hatte ihn nur geohrfeigt, die
 Zigarette war ihm aus dem Mund gefallen, und ohne sie sah er
 aus wie ein Junge, der sein Schulpensum vergessen hat. Sie
 hatten ihn in Frieden gelassen, er war erst Lehrer gewesen,
 dann Händler, aber immer noch, wenn er Lasnow traf, hatte er
 Angst, der würde ihm die Zigarette aus dem Mund schlagen.
 Er hob ängstlich den Kopf, rückte den Ofenschirm zurecht und
 sagte: „Na, wenn du wüßtest, wie oft ich es schon gehört
 habe.“

„Einen Ofenschirm“, sagte eine Frau, „wenn man nur Wärme
 genug hätte, um sich durch einen Ofenschirm dagegen zu
 schützen.“ Kop blickte sie verächtlich an: „Für Schönheit habt
 ihr eben keinen Sinn.“

„Nein“, sagte die Frau lachend, „schön bin ich selbst, und
 schau, wieviel hübsche Kinder ich habe.“ Sie fuhr den vier
 Kindern, die um sie herumstanden, schnell über die Köpfe.
 „Da braucht man...“ Sie blickte erschrocken ihren Kindern
 nach, die plötzlich davonrannten, auf den Bahnhof zu, den
 anderen Kindern nach, dem Jungen entgegen, der Kops Kiste
 auf der Karre des Stationschefs brachte.

Alle Leute liefen von ihren Ständen weg, die Kinder sprangen
 vom Karussell.

„Mein Gott“, sagte Kop leise zu Lasnow, der allein bei ihm
 stehengeblieben war, „fast wünschte ich, die Kiste wäre nicht
 gekommen. Die werden mich zerreißen.“

„Weißt du nicht, was drin ist?“

„Keine Ahnung“, sagte Kop, „ich weiß nur, daß es aus Blech
 sein muß.“

„Aus Blech kann man vielerlei machen – Konservendosen,
 Spielzeug, Löffel.“

„Musiktrommeln – zum Drehen.“

„Ja – ach Gott.“

Mit Lasnow zusammen half Kop dem Jungen die Kiste von der
 Karre zu heben; die Kiste war weiß, aus frischen glatten Bret-
 tern, und sie war fast so hoch wie der Tisch, auf dem Kop
 seine rostigen Nägel, Schürhaken, Scheren ausgebreitet
 hatte.

Alle wurden still, als Kop ein altes Schüreisen unter den Ki-
 stendeckel schob, es langsam anhob; man konnte das zarte
 Knirschen der Nägel hören. Lasnow wunderte sich, wo die
 Leute plötzlich alle hergekommen sein mochten; er erschrak,
 als der Junge plötzlich sagte: „Ich kann euch sagen, was
 drin ist.“

Niemand fragte, alle blickten ihn gespannt an, und der Junge
 blickte schweigend in die gespannten Gesichter; Schweiß
 brach ihm aus, und er sagte leise: „Nichts – nichts ist drin.“

Hätte er es einen Augenblick früher gesagt, sie hätten sich vor
 Enttäuschung auf ihn gestürzt und ihn verprügelt, aber jetzt
 hatte Kop den Deckel gerade abgenommen und wühlte mit
 seinen Händen in Holzwolle, hob eine ganze Schicht Holzwolle
 ab, noch eine, zusammengeknülltes Papier – dann hielt er zwei
 Hände voll mit den Dingen hoch, die er in der Mitte der Kiste
 gefunden hatte. „Pinzetten!“ rief eine Frau, aber es waren
 keine.

„Nein“, sagte die Frau, die sich selbst als schön bezeichnet
 hatte, „nein, das sind...“

„Was ist es denn?“ sagte ein kleiner Junge.

„Zuckerzangen sind es“, sagte der Karussellbesitzer mit trok-

kenen Stimme, dann lachte er plötzlich böse los, warf die Arme
 über den Kopf und lief laut lachend zu seinem Karussell zu-
 rück.

„Tatsächlich“, sagte Kop, „es sind Zuckerzangen – viele –.“

Er warf die Zangen, die er in der Hand hatte, wieder in die Kiste



zurück, wühlte darin herum, aber obwohl sie sein Gesicht nicht
 sehen konnten, wußten sie alle, daß er nicht lachte. Er wühlte
 in den klirrenden Blechzangen herum, wie Geizhalse auf Bil-
 dern in ihrem Schatz wühlen. „Das sieht ihnen ähnlich“, sagte
 eine Frau, „Zuckerzangen... ich glaube, wenn es überhaupt
 Zucker gäbe, ich würde es über mich bringen, ihn mit den
 Fingern anzufassen, was?“

„Ich hatte eine Großmutter“, sagte Lasnow, „die packte den
 Zucker immer mit den Fingern an – aber das war auch 'ne
 schmutzige Bauerntrine.“

„Ich glaube, ich würde es auch übers Herz bringen, das zu
 tun.“

„Du bist ja auch immer ein Schwein gewesen, Zucker mit den
 Fingern anfassen. Nee.“

„Man kann“, sagte Lasnow, „Tomaten damit aus dem Glas
 angeln.“

„Wenn man welche hat“, sagte die Frau, die sich als schön
 bezeichnet hatte. Lasnow blickte sie aufmerksam an. Sie war
 wirklich schön, hatte kräftiges blondes Haar, eine gerade Nase
 und dunkle schöne Augen.

„Man kann“, sagte Lasnow, „auch Gurken damit anfassen.“

„Wenn man welche hat“, sagte die Frau.

„Man kann sich damit in den Hintern kneifen.“

„Wenn man noch einen hat“, sagte die Frau kalt. Ihr Gesicht
 wurde immer böser und schöner.

„Kohlen kann man damit anfassen.“

„Wenn man welche hat.“

„Man kann sie als Zigaretten spitze benutzen.“

„Wenn man was zu rauchen hat.“

Immer wenn Lasnow sprach, blickten alle zu ihm hin, und so-
 bald er fertig war, wandten sich die Leute der Frau zu, und je
 sinnloser in diesem Zwiegespräch die Zuckerzangen wurden,
 um so leerer und armseliger wurden die Gesichter der Kinder,
 der Eltern. Ich muß sie nur zum Lachen bringen, dachte Las-
 now, ich hatte gefürchtet, es würden Zahnbürsten drin sein,
 aber Zuckerzangen sind wirklich noch schlimmer. Er wurde rot
 unter dem triumphierenden Blick der Frau und sagte laut: „Man
 kann damit gekochten Fisch zerlegen.“

„Wenn man welchen hat“, sagte die Frau.

„Die Kinder können damit spielen“, sagte Lasnow leise.

„Wenn man...“, setzte die Frau an, dann lachte sie plötzlich
 laut, und alle lachten mit, denn Kinder hatten sie alle genug.

„Komm her“, sagte Lasnow zu Kop, „gib mir drei, was kosten
 sie?“

„Zwölf“, sagte Kop.

„Zwölf“, sagte Lasnow und warf das Geld auf Kops Tisch,
 „das ist ja geschenkt.“

„Es ist wirklich nicht teuer“, sagte Kop schüchtern.

Zehn Minuten später liefen alle Kinder auf dem Markt mit sil-
 bernen blitzenden Zuckerzangen umher, sie saßen auf dem
 Karussell, kniffen sich damit in die Nasen, fuchtelten vor den
 Erwachsenen damit herum.

Auch der Junge, der die Kiste gebracht hatte, hatte eine ge-
 schenkt bekommen. Er saß auf der Steintreppe vor dem Bahn-
 hof und hämmerte seine Zuckerzange flach. Jetzt hab ich end-
 lich etwas, dachte er, womit ich in die Ritzen zwischen den
 Fußbodenbrettern komme. Daran hat er natürlich nicht gedacht.
 Er hat es mit Feuerhaken versucht, mit Drähten und Scheren,
 aber es war ihm nie geglückt. Er war sicher, daß es ihm mit
 diesem Instrument glücken würde.

Kop zählte sein Geld, bündelte und verstaute es sorgfältig in
 seiner Brieftasche. Er blickte Lasnow an, der düster sinnend
 neben ihm stand und das Treiben auf dem Markt beob-
 achtete.

„Du könntest mir einen Gefallen tun“, sagte Kop.

„Welchen“, sagte Lasnow zerstreut, ohne Kop anzusehen.

„Schlag mir ins Gesicht“, sagte Kop, „so fest, daß die Zigarette
 herausfällt.“

Lasnow, immer noch ohne Kop anzusehen, schüttelte nach-
 denklich den Kopf.

„Tu's“, sagte Kop. „Bitte tu's. Weißt du nicht mehr?“

„Ich weiß noch“, sagte Lasnow, „aber ich habe keine Lust, es
 noch einmal zu tun.“

„Wirklich nicht?“

„Nein“, sagte Lasnow, „wirklich nicht, ich habe nie daran ge-
 dacht, es noch einmal zu tun.“

„Verflucht“, sagte Kop, „und ich habe siebenundzwanzig Jahre
 lang Angst davor gehabt.“

„Das war ganz unnötig“, sagte Lasnow. Er ging kopfschüttelnd
 auf den Bahnhof zu. Vielleicht, dachte er, kommt noch ein
 Sonderzug, Urlauber oder Verwundete; es kamen selten Son-
 derzüge, aber es konnte ja möglich sein, daß heute noch einer
 kam. Er spielte nachdenklich mit der Zahnbürste und den drei
 Zuckerzangen in seiner Rocktasche. Es ist schon vorgekom-
 men, daß an einem Tag drei Sonderzüge kamen, dachte er.
 Er lehnte sich an die Laterne vor dem Bahnhof und kratzte
 seinen letzten Tabak zusammen...

Der Fall Jewtuschenko

Wenn die Sensationspresse der westlichen Welt hinter einem russischen Lyriker her ist, ihn also auf eine Stufe stellt mit Filmstars, Boxern und Rennfahrern, so liegt die Annahme nahe, daß sie ihn nicht befragt, weil sie an seinen literarischen Ansichten interessiert ist, sondern weil er auf eine ganz andere Weise die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregt hat. Eugen Jewtuschenko, noch keine dreißig Jahre alt, liebt Jazzmusik, kleidet sich gern wie die Bohemiens der westlichen Länder, und seine Vorlesungen finden bei der russischen Jugend lauten Widerhall. Jemand kam daher auf den großartigen Einfall, ihn Rußlands „zornigen jungen Mann“ zu nennen, und die Tratschblätter, die immer gern Schlagworte auffangen, hängten ihm die Bezeichnung wie ein Schild um den Hals. Die zornigen jungen Männer des Westens sind erbitterte Kritiker der Gesellschaft, in der sie leben, sie verurteilen die Engstirnigkeit, geistige Trägheit, den Hochmut, die Cliqueswirtschaft der herrschenden Kaste ihres Landes. Der biedere Zeitungsleser, dem erzählt wird, Jewtuschenko sei Rußlands zorniger junger Mann, muß also annehmen, daß Jewtuschenko gegen das Sowjetsystem rebelliert und folglich ein Verbündeter des militanten Westens im Kalten Krieg ist. Und das ist grundfalsch.

Die Reporter, die Jewtuschenko als eine Art Symbol des inneren Widerstandes der russischen Jugend gegen die Sowjetmacht hinstellen wollen, haben seine Gedichte nicht gelesen, sonst müßte sogar ihnen aufdämmern, daß sie Unsinn zusammenschreiben. Sie könnten nicht eine Zeile zitieren, die auch bei sehr freier Auslegung darauf hindeutete, daß Jewtuschenko das kapitalistische System dem kommunistischen vorziehe oder die sozialen Grundlagen der Gesellschaft in Frage stelle, in der seine Gedichte entstehen. Gewiß, er ist zornig, er ist sehr zornig über die Dinge, die unter dem Stalin-Regime geschahen, und er fragt, wie war es nur möglich, daß man sie geschehen ließ; er ist zornig über jede Art und Form der Unmenschlichkeit und Bestialität, wie etwa über den Antisemitismus, und prangert in seinem berühmten Gedicht über Babi Jar, die Schlucht bei Kiew, in der im zweiten Weltkrieg Tausende von Juden ermordet wurden, nicht nur die Nazis an, sondern auch die russischen Antisemiten von gestern und was heute noch von ihnen übrig sein mag; und er ist zornig über eine Welt, in der so viele Menschen sich degradieren müssen, daß am Ende „Integrität schon als eine Tugend gilt“. All dies aber sind nur die Gedanken und Gefühle eines jeden Dichters, der seine Umgebung mit offenen Augen und wachen Ohren beobachtet; aus ihnen zu schließen, daß Jewtuschenko ein Umstürzler sei, ist albern.

Der ungeheure Eindruck, den seine Gedichte auf die russische Jugend machen, geht auf ganz andere Gründe zurück. Die Jugend hört hier Töne, die ihr neu sind – die wohl schon im 19. Jahrhundert aufgeklungen, aber in der Stalin-Epoche streng verpönt gewesen waren. Jewtuschenkos erste Gedichte entstanden knapp vor dem Tode Stalins, und sein Talent blühte auf, als der eiserne Griff der Kulturiktatoren um die Kehle der Dichter sich zu lockern begann. Kritiker, in deren Gehirnen die unter Stalin gültigen Regulationen weiterlebten, fielen über Jewtuschenko her. In seinem Gedicht „Knotenpunkt Sima“ spricht er von obszönen Inschriften auf Zäunen, von betrunkenen Männern, die ihre Frauen schlagen, von Frauen, die vor den Läden zanken, vor

denen sie anstehen: All das gab es doch gar nicht – nach dem Literaturkodex der Stalin-Zeit. In einem anderen Gedicht wird sogar von einem Mann gesprochen, der des Geldes wegen, das er an sich hatte, ermordet wird. Ja, gewiß, es geschehen Morde, auch in der Sowjetunion, aber weder die Zeitungen noch die Romanschriftsteller oder Dichter durften sie erwähnen. Sie passen nicht in das offizielle Bild eines Staates, der dem kommunistischen Idealzustand angeblich bereits nahe ist. Aber andere Kritiker priesen Jewtuschenko, sie erkannten, daß hier ein Talent spricht, das, wenn auch keineswegs neu, so doch durchaus ehrlich, klar und ernst ist: ein Dichter, der sich nicht in Formspielereien verliert oder literarische Geheimniskrämereien betreibt, sondern der einfach und deutlich, in tief empfundenen Worten, sagt, was er denkt und fühlt.

Die Autoren vor Jewtuschenko, die getreulich der Parteilinie folgten, weil man sie sonst mundtot gemacht oder vielleicht gleich an die Wand gestellt hätte, mußten nicht nur Stalin selbst verherrlichen, sondern auch heroische Mustergestalten erfinden, die dem Leser als begeisterndes Beispiel gelten konnten. Die

Helden durften keine menschlichen Schwächen haben, und die Gestalten, die etwa an den Segnungen des Regimes zweifelten, mußten irregeführte Menschen sein, die am Ende bekehrt werden konnten. Es ging um die Glorifizierung eines Systems und die Verdammung seiner Feinde; psychologische Details waren Nebensache, man hatte weder Raum noch Zeit für sie. Nun kommt ein junger Mensch daher, Eugen Alexandrowitsch Jewtuschenko, 1933 in Sima, an der transsibirischen Eisenbahn geboren, und spricht von sich selber, seinen Eindrücken, seinen persönlichen Gefühlen, seiner Einstellung zu der Welt ringsum. Er betont, daß sein Glaube die Revolution ist, er weiß, daß das Sowjetregime vieles getan hat, um den Lebensstandard der Menschen zu heben – sein Großvater hat gehungert, seine Generation hungert nicht mehr; aber er verläßt sich ausschließlich auf sein eigenes Erlebnis und beschreibt es, auch wenn es nicht mit der offiziellen Version übereinstimmt. Er reist gern, er hat einen ungeheuren Hunger nach Kennenlernen der Welt, weil er irgendwie auch der Darstellung des kapitalistischen Auslandes mißtraut, die ihm zu Hause vermittelt

wird. Er bewundert Majakowsky, aber auch Hemingway. Er verwehrt sich gegen jede Einschachtelung, er will nur er selber sein und dieses Selbst tiefer und tiefer ergründen.

Wer sich selbst erforscht, stößt auf Widersprüche, und so sagt Jewtuschenko einmal von sich, daß „Furchtlosigkeit sein einziges Talent sei“ und ein andermal: „Man hat mich einen mutigen Mann genannt. Ich bin es nicht. Mut war niemals meine Tugend.“ Er will nicht für einen Helden gehalten werden. Er sagt abscheiden: „Ich schrieb, doch ich denunzierte nicht; ich ließ nichts aus, das mir durch den Kopf ging; ich verteidigte die, die es verdienten, und brandmarkte die Ersatzschriftsteller, die nur taten, was ohnehin getan werden mußte.“ Da er die Heldenklischees der Propagandaliteratur der Stalin-Zeit hinter sich gelassen, darf er auch wieder von Figuren sprechen, die uns aus der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts so wohlvertraut sind: von Menschen, die ihr Leben vergeudet haben, von einem Schriftsteller, der dem Alkohol verfiel, weil er nie genug Selbstdisziplin aufbrachte. Die Existenz solcher Gestalten darf er nur zu erwähnen, geschweige denn Mitleid mit ihnen zu haben, wäre in der Ära der stramm ausgerichteten Parteilinienliteratur als „gegenrevolutionär“ verboten gewesen. Und er schreibt Liebesgedichte, von einer Schlichtheit der Empfindung und einer einfachen Größe, die unter Stalin auch selten geworden war, denn Liebesgedichte waren verdächtig gewesen, die Liebe könnte ja unter Umständen von der Erfüllung der vorgeschriebenen Arbeitsnorm ablenken.

Kein Wunder also, daß Jewtuschenkos jüngster Gedichtband in einer Auflage von hunderttausend Exemplaren aufgelegt wurde, daß seine Gedichte vertont und von den jungen Menschen gesungen werden: Es ist, als wäre die ewige Dichterstimme, die Stimme der Menschen, der nur auf sein Herz und sein Gewissen hört, und die eingefroren war in den Tagen Stalins, nun durch den „Tau“, wie Ilja Ehrenburg es nannte, befreit worden und klänge wieder hell und klar – und ganz neu für eine Generation, die sie zum erstenmal hört. Aber die Dinge so hinstellen, als legte Jewtuschenko mit seinen Worten Bomben unter die Stühle, auf denen die Minister der Sowjetregierung sitzen, als wäre er ein Verbündeter jener Hitzköpfe im Westen, die von einem Kreuzzug gegen den Kommunismus träumen, heißt nicht nur, ihm Ansichten unterschreiben, die er nie ausgesprochen hat, sondern auch die Wiederkehr geistiger Freiheit gefährden, deren Teil er ist. Noch sind nicht alle Schatten gewichen, wenn auch die Stalin-Denkmäler verschwunden sind, und die gedankenlosen Reporter, die Jewtuschenko mit den zornigen jungen Männern des Westens gleichsetzen, spielen nur denen in die Hände, die da im Hintergrund warten mögen, bereit, ihm einen Maulkorb umzuhängen. Dichter, denen das Wohl und Wehe der Menschheit am Herzen liegt, waren seit Urzeiten zornige junge Männer, in einem viel höheren Sinn und viel größerer Ziele wegen, als es die Zornigen des Westens heute sind. Man lasse Jewtuschenko seinen Weg gehen und drücke ihm keine lächerlichen Gummistempel auf die Stirn. Dann mag er, der so viel Altes, das verschüttet gewesen, zu neuem Leben erweckt hat, einst auch etwas Neues zu sagen haben.



Friedrich Feld (London)

Die Erben Stalins

Von Jewgenij Jewtuschenko

Stumm war der Marmor.
Stumm flimmerte Glas.
Stumm stand die Wache,
bronzefarben im Wind.
Und über dem Sarg schwebte winziger Dunststreif.
Durch seine Ritzen floß Atem,
als man ihn aus dem Mausoleum hinaustrug.
Leise schwankte der Sarg
und berührte mit seinen Flanken die
Spitzen der Bajonette.
Auch Er verharrte in Schweigen –
auch Er! –,
aber es war ein drohendes Schweigen.
Mürrisch
die balsamierten Fäuste geballt,
im Sarg an der Ritze horchend,
stellte ein Mensch sich tot.
Sie alle,
die ihn hinaustrugen,
wollte er im Gedächtnis behalten:
die jungen Rekruten aus Rjasanj und Kursk,
um später dann,
wieder zu Kräften gekommen,
aufzustehn aus dem Sarg,
abzurechnen mit jenen Vernunftlosen.
Er führt etwas im Schilde.
Nur zum Ausruhen hat er sich hingelegt.
Und ich richte deshalb die Bitte an unsre Regierung:
die Wachen an diesen Grabstein
zu verdoppeln,
zu verdreifachen,
daß Stalin nicht aufsteht
und die Vergangenheit mit ihm.
Mein Disput gilt nicht den großen Taten in der Vergangen-
heit:
der Turksib,
der Magnitka,
und der Fahne über Berlin.
Wenn ich Vergangenheit sage, meine ich
Mißachtung des Volkswohls,
falsche Beschuldigung,
Verhaftungen Schuldloser.
Wir haben ehrlich gesäet,
wir gossen ehrlich Metall,

und ehrlich marschierten wir,
eingegliedert in den Soldatenreihen.
Aber er fürchtete sich vor uns.
Er, mit dem hohen Ziele vor Augen,
glaubte nicht,
daß die Mittel
der Größe des Zieles würdig sein müssen.
Er schaute voraus.
In den Gesetzen des Kampfes erfahren,
ließ er auf Erden viele Erben zurück.
Fast scheint mir,
als habe im Sarg er ein Telefon:
An Enver Hodsha gibt er seine Befehle.
Zu wem noch führt der Draht aus seinem Grab?
Nein – Stalin ergab sich nicht.
Der Tod scheint ihm korrigierbar.
Ihn trugen wir
aus dem Mausoleum hinaus.
Wie aber tragen wir aus Stalins Erben
Stalin hinaus?!
Manche der Erben, die verabschiedet wurden,
beschneiden jetzt Rosen,
denken jedoch im geheimen,
ihr Abschied werde von Dauer nicht sein.
Andre beschimpfen Stalin gar von den Tribünen,
aber sie selber sehnen sich in den
Nächten
zurück nach der alten Zeit.
Infarkte greifen augenscheinlich heute nicht grundlos
nach Stalins Erben.
Ihnen, die einst seine Stützen gewesen,
gefällt diese Zeit nicht,
da Zwangslager leer
und die Säle, in denen Gedichte ge-
sprochen werden,
gefüllt sind.
Nicht Ruhe zu geben,
befahl die Partei mir.
Und möge so mancher auch sagen:
„Ach, gebt doch Ruhe!“
Aber die Ruhe bleibt mir versagt.
Solange die Erben Stalins noch unter uns weilen,
wird mir so sein,
als sei Stalin noch immer im Mausoleum.

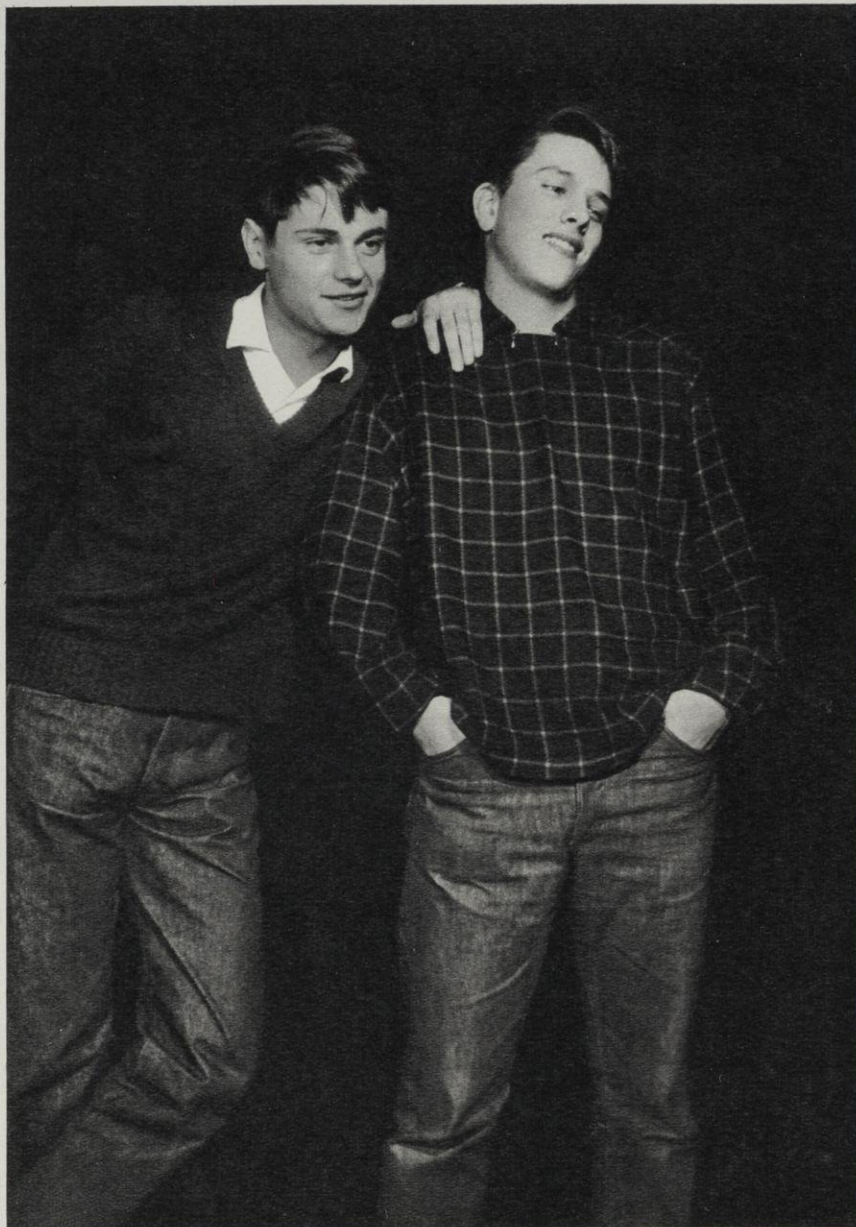
Übertragen von Leonid Olschwang

Versuche in der Freizeit

Laienspiele" – dir fallen Erinnerungen ein an kräftige Possen oder auch an gereimte Frömmeleien in weißen Engelskleidern, dargeboten mit viel gutem Willen ... Du blättest im Spielplan der „Kölner Laienspieltage“ – und findest weder Possen noch Engels-gesäusel. Da wandelt sich dein Ärger über mäßige Stücke – der nicht stichhaltig ist – in den „werum trauen sie sich so viel zu?“ Du sitzt im Zuschauerraum, neugierig, und hast Lampenfieber wie die Spieler, weil sie so was wagen: Anouilh's gescheite skeptische Dia-loge zum Beispiel mit sparsamer Handlung in seiner „Antigone“, Manfred Hausmanns „Fischbeker Wandteppich“ ohne jedes Büh-nenbild mitten zwischen den Zuschauern im Kreis gespielt – ich bitte euch, das schaffen sie doch nicht, ohne jedes „Spektakulum“, ohne Hilfe einer „Farbe“, eines Rahmens, nur sich selbst zum Spielen und die willige Phantasie ihrer Zuschauer?! Vermessenheit – das schaffen sie doch nicht! Und dann wieder – seht da – wollen sie wagen, mit der Grobheit kommunistischer Propaganda des sowjeti-schen Alexej Arbusow ihr Publikum zu grämen?

Die – meist jungen – Spieler haben sich Stücke von der „großen“, der Berufsbühne geholt, sie machen – Angehörige der „skeptischen Gene-ration“ – selbst Kabarett, und – sie komponie-ren sogar selbst „Bewegung“ aus optischen und akustischen Wellen, ineinandergefügt aus instrumentalen Rhythmen, Wortrhythmen, Pan-tomime, beweglichen Projektionen, stellen dies vor unter einem Namen, der strenger ist als die Rhythmen selbst und führen es auf, vielleicht als Versuch, die Zersplitterung der Reaktionen und unserer Welt wieder in eins zu führen.

Sie haben sich um klare, zuweilen kühle Inszenierungen bemüht; das „stilechte“ Ko-stüm mit Samt und Spitzen, mit langen Falten und viel Staub ist weitgehend verschwunden, Kreon steht im braunen Straßenanzug auf der Bühne, hält die Hand in der Hosentasche und wird gegenwärtig mit seinem ruhmlosen Be-mühen, mit relativen Mitteln das Beste aus diesem Leben zu machen für sein Volk. Antigone wird neben ihm zuweilen fast zum trotzigsten Kinde, er ist der Held für uns, weil er kein „Held“ ist und sein Leben unser Leben ist, wenn wir gutwillig sind.



Hausmanns Legendenspiel, mitten unter uns gespielt in unseren Alltag hinein, läßt uns kaum Möglichkeit der Distanzierung, nicht der zeitlichen, nicht der räumlichen, nicht der inhaltlichen. Die jungen Spieler ernten den Applaus des Schweigens von einem nachdenklich gewordenen Publikum.

Des einundzwanzigjährigen Johannes Fritsch' Bewegungskomposition reißt die Komponisten Altersgenossen zu Begeisterung und – zu Pfeifkonzerten hin. Und auch das ist nun mal ein Zeichen, zur Antwort hingedrängt worden zu sein – nicht Unterhaltung, nicht registrierende Betrachtung, sondern Beunruhigung, Aufgefordertsein.

Sie spielen mit Präzision, und sie haben gearbeitet. Durch ein sorgfältig ausgewogenes Bühnenbild und wohlgefeiltes, fast gedämpftes Spiel werden selbst Plumpheiten in Arbusows „Irkutsker Geschichte“ fast noch erträglich und Arbusows eigentliche inständige Frage wird tragend: Hat die Liebe Platz und Aufgabe im „sozialistischen“ Menschenbild? Der Kommunist Arbusow entscheidet für die Liebe und spricht ihr eine Kraft zu, die Menschen in der Tiefe verwandeln kann. –

Sie haben gearbeitet, und sie arbeiten weiter. Die Laienspieltage sind Arbeitstage. Und die Zuschauer werden – nicht nur in der jeweiligen anschließenden Diskussion – zu „Mitwirkenden“.

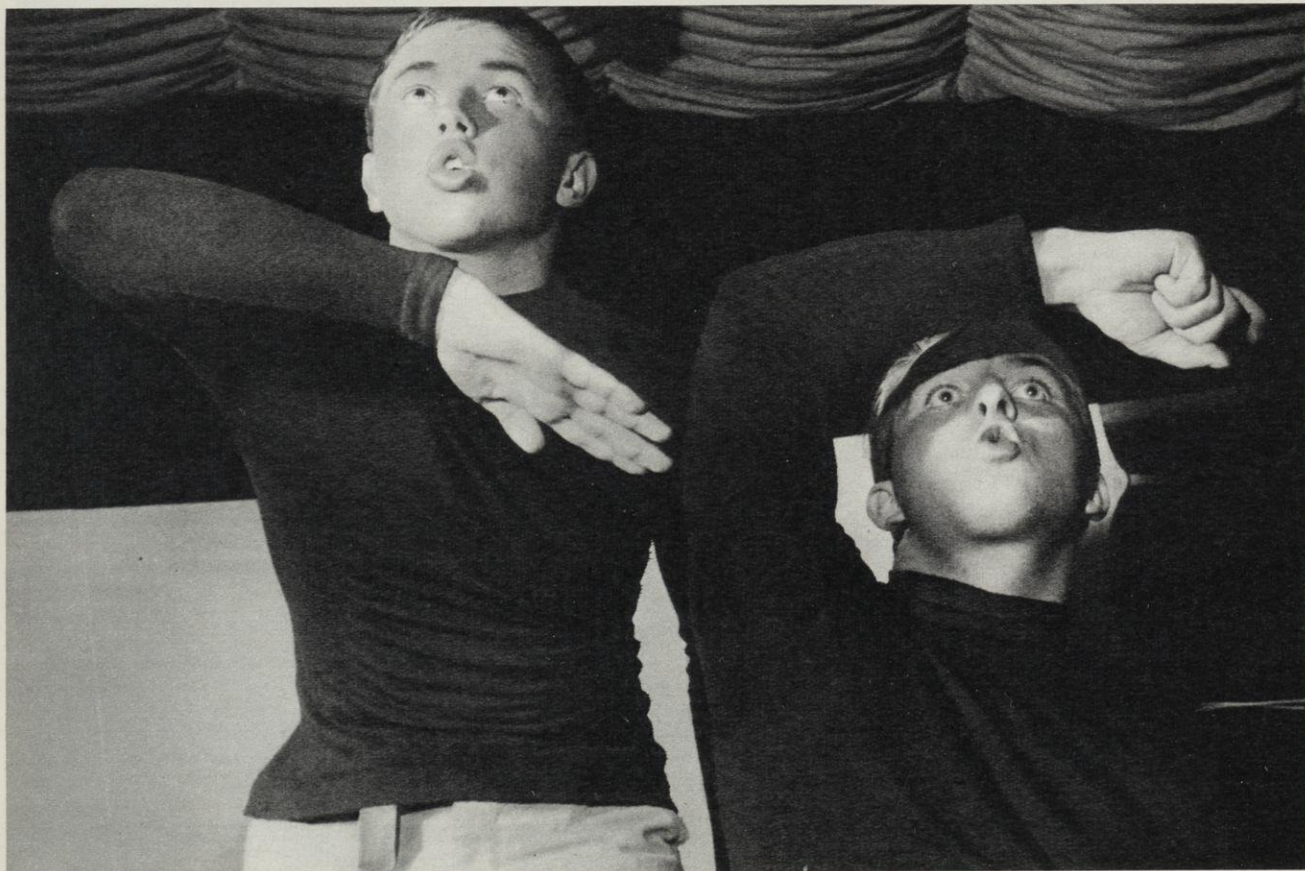
Sie spielen mit Hingabe. Gewiß mag auch unter ihnen mancher „alte Hase“ zuweilen der Gefahr der Routine nahe kommen. Andererseits ist das bescheiden brave Textabspielen nicht bei allen ganz überwunden, aber es ist überraschend selten.

Auch die Laienspieler wählen ihre Stücke mit einem Blick aufs Publikum. Sie spielen nicht schlichtweg, was ihnen Spaß macht, denn ohne Zuschauer läßt sich nicht wirklich spielen. Aber doch, sie spielen nicht um Gage und nicht um Zeitungstriumphe. Sie spielen, um zu erfahren – Ursinn des Spiels – Welt, Selbst, Realität und Irrealität zu erfahren. Sie stellen sich selbst in Frage und damit auch ihre Zuschauer. Und wir alle müssen uns um Antworten bemühen. Und die Antworten werden zu neuen Fragen, aufgefangen im Spiel zur steter Bewegung und heilsamer Beunruhigung.

Andrea Schmidt

Halbstarke – gibts auch in der Sowjetunion, nach Arbusows „Irkutsker Geschichte“ zu schließen (oben).

Fotos: Andrea Schmidt



Mit Präzision und viel Spaß an der Pantomime: „Noch zehn Minuten bis Buffalo“ von Günter Grass, aufgeführt von der Studentengruppe „Studio für neue Kunst“ während der Laienspieltage.

unter un
läßt un
nicht d
nt der i
ten da
m nach
nes
ißt de
isterun
h das i
gedräng
g, nicht
eunruh
ben ge
vogene
ämpfte
busow
träglich
e Frage
Aufgabe
? De
ie Liebe
schen i
weiter
Und die
jeweile
Mitwir
g auch
len de
nderer
spielen
r es is
cke mit
n nicht
denne
h spie
ge und
um zu
Selbst
stellen
re Zu
n Ant
werden
iel zu
nruhi

Ein Zusammenspiel von Klang, Licht und Bewegung ist Johannes Fritschs Bewegungsspiel „II 44'27“ 1962“. Es ertete Zustimmung und Pfeife der Altersgenossen des Komponisten.
Studio für neue Kunst



owjet
Ge

Sie spielen ohne Kostüme und Bühnen-
bild, haben nur sich selbst und die Phan-
tasie ihrer Zuschauer zur Verwandlung.
„Der Fischbeker Wandteppich“ von Man-
fred Hausmann.
Spielschar der Kreuzkirche Köln



„Narziß“ aus „Bewegung II 44'27“ 1962“
von Johannes G. Fritsch



„... Man soll die Einigkeit nicht über-
stürzen, o lieber Gott, bedenk die Kon-
junktur...“ B-leuchter, politisch-sati-
risches Kabarett der IG Metall, Köln





Bonn

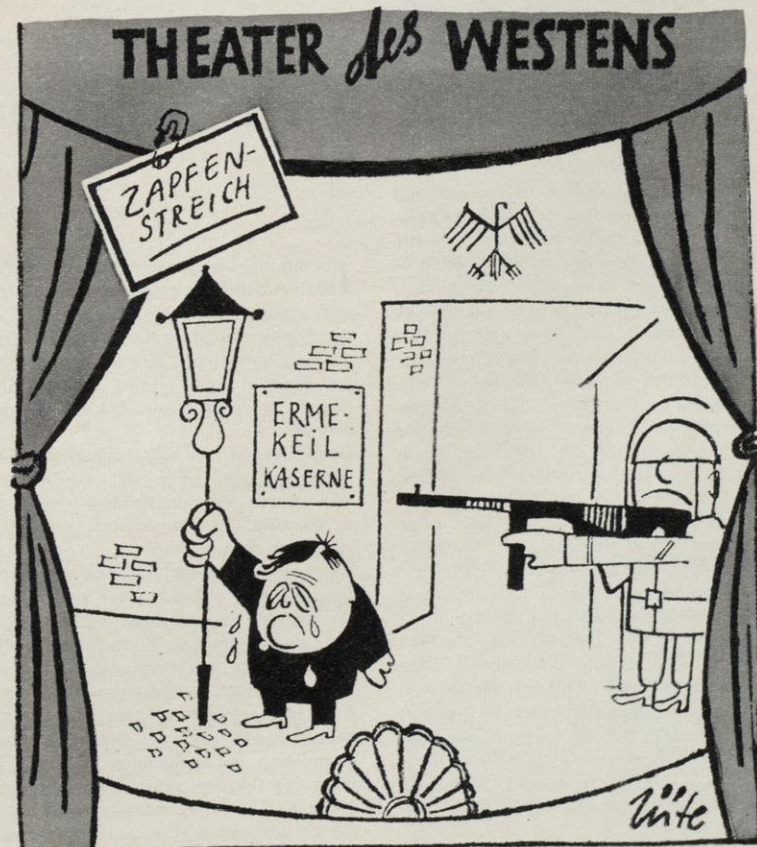


Demonstration in Nürnberg

Frankfurt a. M.

Fotos: Keystone 3/A. P. 1

München



„Vor der Kaserne, steht er jetzt vor'm Tor...“ (NRZ)

Es ging um mehr als den „Spiegel“. Es ging um die Würde des Bundesbürgers und vielleicht um die Demokratie überhaupt. Wer die Stimmen des befreundeten Auslands in dieser Auseinandersetzung verfolgte, konnte ermessen, wie sehr das Vertrauen zur Demokratie in der Bundesrepublik auf dem Spiel stand. Die Schatten eines barbarischen – und noch längst nicht ganz überwundenen – Regimes standen in aller Deutlichkeit wieder vor den Menschen des In- und Auslandes. Mit einem Schlage sank im Ausland das Vertrauen zur Demokratie in der Bundesrepublik fast auf den Nullpunkt. Heute kann gesagt werden, daß die bundesrepublikanische Öffentlichkeit das Ansehen der Republik gerettet hat. Sie ist als Sieger aus dieser Affäre hervorgegangen. Nicht nur der Bundestag erlebte große Stunden. Es waren vor allem die tapferen Menschen von Fernsehen und Funk, die Vertreter der Wissenschaft, die Journalisten, die Gewerkschaften und viele junge Menschen, die vor aller Öffentlichkeit ihre empörten und mahnenden Stimmen erhoben. Und sie siegten. Sie erschütterten nicht nur die Regierung, sondern bewirkten auch schließ-

lich, daß der Verteidigungsminister, der glaubte, daß er sich alles erlauben könne, endlich gehen mußte. Es war ein reinigendes Gewitter, das den muffigen Geist über der Bundesrepublik vertrieb. Und auch das Ausland bemerkte, daß die freiheitliche und demokratische Potenz in der Bundesrepublik größer ist, als allgemein erwartet wurde. Zusehends bauten tapferere Menschen das Vertrauen wieder auf, das die Regierung zerstört hatte. Auf der Habenseite der zweiten deutschen Republik steht nunmehr ein großartiges Blatt. Geschrieben von freien Bürgern, die sich erhoben gegen die falschen Autoritäten, gegen die Vergewaltigung der Presse, gegen die Bevormundung freier Menschen, gegen die Willkür des Staates. Es war eine Auseinandersetzung zwischen Geist und Ungeist, die so alt ist, wie die Geschichte des Menschengeschlechts. Ein Kampf, der heute und immer geführt werden muß, wenn unser Volk nicht zurückfallen soll in Zeiten, an die es nur mit Scham denken kann. Hans Dohrenbusch

Damals in Berlin

Von Kurt Lindenberg

Am Morgen des 27. 2. 1943 stand ich, wie gewöhnlich, an meiner Drehbank in der Judenabteilung unserer Fabrik in der Leibnizstraße. Diese Abteilung, die einstmals aus fünfundzwanzig Leuten und einem „arischen“ Meister bestanden hatte, war infolge der Deportation auf nur noch neun Leute zusammengeschumpft. Etwa gegen viertel neun kam der Meister, ein Bayer, in die Werkstatt heraus und teilte uns mit, daß soeben die Betriebsleitung von der Abteilung Turmstraße angerufen und durchgesagt hätte, daß keiner von uns seinen Platz verlassen dürfte und daß sie sofort herüber kämen. Er selbst, der Meister, habe nicht die geringste Ahnung, was eigentlich los sei, ob wir vielleicht etwas angestellt hätten. Kopfschüttelnd verschwand er wieder in seinem Büro. Die nun unter uns aufkommenden Vermutungen, was das zu bedeuten habe, wurden innerhalb von zwei Minuten zur Gewißheit, als „der Dicke“ wieder aus seinem Büro herauskam, um uns zu sagen, daß anscheinend die ganze Abteilung Turmstraße verrückt geworden sein mußte. Soeben habe der Lagerverwalter aus der Turmstraße angerufen und nur kurz gesagt: „Die Karabiner kommen.“ Worauf er sofort wieder abgehängt habe. Wir erklärten unserem Meister, wenn er es nicht wüßte, was das alles zu bedeuten habe, wüßten wir es erst recht nicht. Als der Mann wieder im Büro verschwunden war, ging ich sofort in die Garderobe, wo ich aus meinem Mantel alles Mitnehmerswerte herausnahm und zu mir steckte. Der Lagerverwalter aus der Turmstraße war nämlich bei uns Arbeitern aus der Abteilung „J“ als ein überaus anständiger Mensch bekannt, und es bestand für mich gar kein Zweifel, daß er uns hatte warnen wollen. Es war tragisch zu sehen, wie die Kollegen nun versuchten, gleichmütig auszugehen. Es hatte ihnen ja noch niemand gesagt, daß sie jetzt abgeholt werden sollten. Keiner erwähnte nur mit einem Wort das, was allem Anschein nach in den nächsten Minuten eintreffen sollte – als wenn sie es durchaus verhindern könnten. Einer, ein neunundsechzig Jahre alter Mann, der mir schon am frühen Morgen gesagt hatte, daß ich im Laufe der nächsten Woche zu einem in der Turmstraße arbeitenden jüdischen Kollegen in die Wohnung gehen sollte, um mir Kartoffeln von ihm abzuholen, kam jetzt wieder zu mir und sagte mir das Ganze noch einmal, so als ob wir noch gar nicht darüber gesprochen hätten. Dabei sah er quittegelb aus im Gesicht. Man sah ihm an, daß er sich einzureden versuchte: Es wird gar nichts sein; er wird nächste Woche zu Felix gehen und sich die Kartoffeln holen, und alles wird so sein wie bisher; es muß alles so sein, wie bisher!

Nachdem ich Portemonnaie, Brieftasche und Füllfederhalter in meinen Hosentaschen untergebracht hatte, ging ich zunächst an meine Maschine zurück und arbeitete weiter. Ein großes Tempo legte ich dabei nicht mehr zutage, denn ich achtete hauptsächlich darauf, daß die Toilette frei wurde. Sie befand sich auf dem Korridor, an dem auch die Eingangstür der Treppe lag, so daß man von dort aus beobachten konnte, wer ins Haus kam. Außerdem führte vom Toilettenraum eine Feuerleiter an der Hauswand entlang zum Hof. Diese Leiter sah ich aber nur als letzten Ausweg an, da man auf ihr von den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser gesehen werden konnte. Keine drei Minuten nachdem ich endlich im Toilettenraum „Posten beziehen“ konnte, ging die Türklingel. Der Meister öffnete, und ich hörte eine Stimme: „Heil Hitler, sind alle Leute auf ihrem Platz?“ „Ja!“ sagte der Meister, ziemlich überrascht. „Gut“, sagte die Stimme. „Wir müssen abholen.“ „Wen?“ fragte der Meister. „Alle“, kam die knappe Antwort. Und weiter: „Sie kommen jetzt mit mir ins Büro, wir müssen telefonieren!“ Ich hörte die Schritte mehrerer Leute, die im Büro verschwanden, und dann war es still auf dem Korridor – und totstill in der Werkstatt.

Als man nun im Büro jemanden telefonieren hörte, sagte ich mir, daß „es“ jetzt losginge.

Unwiderruflich. Um keinen Verdacht zu erregen, zog ich die Wasserspülung, öffnete die Tür und – stand einem unverkennbaren Gestapobeamten gegenüber. Der Mann hatte offensichtlich die Eingangstür zu bewachen. Er schrieb dabei in einem Notizbuch, ließ aber den Bleistift bei meinem Erscheinen sinken und sah mich prüfend an. Ich ging an ihm vorbei, wie eben ein Mensch geht, der keine übermäßige Eile hat, wieder an seine Arbeit zu kommen. Als ich die Werkstatttür öffnete, erschrak ich über den Ausdruck in den Gesichtern meiner Kameraden. Sie hatten die Tür gehen hören, hatten aber nicht verstehen können, was gesprochen wurde und starteten mich nun mit fragenden, entsetzten Augen an. Ich dachte an den Mann auf dem Korridor und sagte kein Wort, sondern ging an meine Drehbank und schaltete den Motor ein. Im Büro sollte der Eindruck entstehen, daß draußen alles in Ordnung war. Die Ruhe in der Werkstätte hätte leicht Verdacht erregen können. Dann ging ich um die laufende Maschine herum und zog meinen Schlüssel zur Hintertür aus der Tasche. Da wußten es alle. „Wenn L. seinen Schlüssel zieht, dann ist es soweit.“ Im Vorübergehen sah ich, wie mich einer von ihnen mit einem unglaublichen Lächeln ansah. Ich weiß bis heute nicht, warum er so gelächelt hat, aber der Eindruck ist unverlöschlich. Ich ging in den nächsten angrenzenden Raum, der leer war, und schloß die Tür hinter mir. Meine Maschine lief.

Bis jetzt war ich langsam gegangen, nun begann ich zu laufen. In Sekunden war ich an der Hintertür, schloß auf und verschloß die Tür von der Treppenseite wieder. Die Treppe lief ich nicht hinunter; ich sprang. Ich mußte damit rechnen, daß meine Flucht bereits entdeckt war und die Verfolger den kürzeren Weg über die Vordertreppe nahmen, um mich an ihrem Ausgang, den ich passieren mußte, abzufangen. Ich lief über den zweiten Hof, auf den die Hintertreppe mündete, passierte eine Durchfahrt, vorbei am unbesetzten Ausgang der Vordertreppe und lief über den ersten Hof. Ich wollte eben in die Durchfahrt zur Straße einbiegen, als mir ein Auto, das ebenfalls auf die Straße wollte, den Weg versperrte und mich so

zwang, langsam zu gehen. Im gleichen Augenblick sah ich, daß das mein Glück war. Vor der Durchfahrt, auf der Straße, stand ein Lastwagen, bewacht von zwei SS-Sturmmännern mit Karabiner und aufgepflanztem Bajonett. Das hätte ich vorher nicht wissen können. Die Ehre einer derartigen Bewachung bei der Deportierung hatte man den Juden bisher noch nicht erwiesen. Die Mitteilung des Lagerverwalters, daß „die Karabiner kommen“, hatte ich lediglich für eine Warnung in möglichst deutlicher Form gehalten, aber nicht wörtlich genommen. Wäre ich durch die Durchfahrt gelaufen, wäre ich wohl kaum heil auf die Straße gekommen. Ich mußte mich wohl oder übel entschließen, langsam vor mich hinpfeifend, die eine Hand lässig in der Rocktasche, auf die Straße hinauszuschlendern, wie einer, der während der Arbeitspause einmal kurz telefonieren gehen will. Die SS-Leute sahen mich prüfend an, aber da ich keinen Stern trug und ihnen sonst weiter nicht verdächtig vorkam, ließen sie mich passieren. Im Vorübergehen sah ich meine jüdischen Kollegen aus der Abteilung Turmstraße im Innern des Wagens hocken. Sie alle sahen mich. Wenn einer von ihnen ein Wort gesagt hätte, wäre ich verloren gewesen. Wie sie so dasaßen, am Boden des Wagens, mit ihren blauen, schmutzigen Monteuranzügen und den gelben Judensternen, sahen sie zum Erbarmen aus.

Ich hatte nun noch etwa hundert Meter bis zur nächsten Straßenecke zu gehen. Dabei war ich in klarer Sicht für die SS-Leute und mußte daher genauso langsam gehen, wie ich aus dem Haus gekommen war. Wenn meine Flucht da bemerkt worden wäre – ein bequemerer Schußziel als mich hätte man sich schwer vorstellen können. Aber es geschah nichts. Ich kam heil um die Ecke. Sobald ich außer Schußweite war, begann ich zu laufen. Wie ich da nun ohne Mantel und Jackett, lediglich im Arbeitsrock, über die Straße lief, wie ich oft gelaufen war, wenn ich während der Werkpause schnell etwas einkaufen wollte, kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, daß ich nicht mehr zur Arbeit zurückkehren konnte, daß ich jetzt kein zu Hause mehr hatte, daß es jetzt keine Eltern mehr gab und daß nun ein scharfer

Kampf mit Gangstermitteln gegen Gangster beginnen würde.

Um eventuelle Verfolger abzuschütteln, schlug ich zweimal einen Haken durch Seitenstraßen und lief zum Stadtbahnhof Savignyplatz. Ich erwischte einen Zug im Augenblick des Ausfahrens, fuhr mit ihm eine Station weiter bis Bahnhof Zoo und rief von dort einen alten „arischen“ Freund an. Ein paar harmlose und vorher verabredete Worte am Telefon genühten. Zwanzig Minuten, nachdem ich die Fabrik verlassen hatte, wusch ich mir in seiner Wohnung den letzten Maschinenschmutz von den Fingern. Es fehlten genau zehn Tage, um die sechs Jahre vollzumachen, die ich in dieser Fabrik gearbeitet hatte. Später erfuhr ich, daß mein Vater am selben Vormittag von seinem Arbeitsplatz, in einer Waffenfabrik in Treptow, deportiert worden war, während die Osram-Fabrik in Reinickendorf, in der meine Mutter arbeitete, von der Gestapo vergessen worden war. Meine Mutter wurde erst in der Nacht vom 5. März 1943 von zu Hause abgeholt, als die Gestapo auf alle bis dahin vergessenen Juden Jagd machte. Meinem Vater gelang es, seinem Bruder, der in Mischehe lebte und in Berlin bleiben durfte, eine Postkarte zu schicken. Die Karte kam aus Auschwitz und war datiert vom 1. März 1943. Wo meine Mutter geblieben ist, habe ich nie erfahren ...

Der vorstehende Beitrag ist entnommen aus dem Paperback „Wir haben es gesehen – Augenzeugenberichte über die Judenverfolgung im Dritten Reich“, redigiert und herausgegeben von Gerhard Schoenberger im Verlag Rütten & Loening, Hamburg 1962, 432 Seiten mit 11 Abbildungen, 12,80 DM.

Das Buch gibt den Opfern selbst das Wort. Der Herausgeber des Bildbandes „Der gelbe Stern“ hat aus Hunderten von Büchern und ungedruckten Manuskripten eine Auswahl getroffen, die die seiner Meinung nach eindrucksvollsten Schilderungen aus allen Ländern und Sprachen in einer zeitlichen und geografischen umfassenden Montage vereint.

Von Gerd Angermann

Prinsengracht 263

Ich bin nicht wegen des Anne-Frank-Hauses nach Amsterdam gefahren. Aber als ich dort war, wollte ich es sehen. Die Leute, die ich in der Prinsengracht fragte, wußten es alle nicht genau. Sie sagten: „Weiter oben“, oder „Auf der anderen Seite“, und „In der Nähe der Kirche, aber dort fragen Sie am besten noch einmal“.

Das Haus hat eine rötliche Backsteinfassade. Hinter der grünen Tür führt eine Treppe hoch. Wie in den meisten holländischen Häusern ist sie eine Art Hühnerleiter. Instinktiv greift man nach dem Geländer.

Ein junger Mann fragte: „Aus welchem Land kommen Sie?“ Und machte auf seiner Liste einen Strich. Es ging auf Mittag zu, und England hatte an diesem Tag die meisten Striche.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es vor 20 Jahren hier ausgesehen haben mochte. Aber meine Phantasie versagte. Die Wände blieben kalkig weiß, der Glaskasten mit dem puppenhaft nachgebildeten Versteck in der Mitte des Raumes rührte sich nicht von der Stelle, und es blieb die Büste der Anne Frank. Ich suchte warme Möbel, einen Genever trinkenden Amsterdamer Kaufmann, Kinder die ihre Schulaufgaben machen, eine rotbackige

Hausfrau mit dem Suppentopf, aber es blieb ein Museum.

Wir waren zwölf Personen, überall her, aber alle bezeichnenderweise ungefähr im selben Alter, jeder von uns hatte Erinnerungen an die Zeit vor 20 Jahren, als Herr Frank mit seiner Familie in diesem Haus versteckt war. Was für Erinnerungen? Die Frage wäre interessant gewesen.

Das Versteck war im Hinterhaus. Der junge Holländer, der die Striche gemacht hatte, führte uns in einen Nebenraum, dort schwenkte er ein Bücherregal zur Seite, und plötzlich war alles unheimlich nahe und wirklich. Auf einmal wußte jeder: Das ist das Bücherregal, und dahinter ist die Treppe, und wenn man die Treppe hinaufsteigt, kommt man in das Hinterhaus, dort sind die Räume ...

Jetzt sah ich Anne; Anne mit ihrer Mutter, Anne mit Herrn Dussel, Anne mit Peter. Und immer hatte sie schwarze Strümpfe, und wenn sie nachdenklich war, strich sie sich mit der linken Hand eine Haarsträhne aus der Stirne. Der rundliche Franzose neben mir, sah sie in diesem Augenblick sicher ebenfalls, die Israelis sahen sie und das Ehepaar aus Exeter. Aber sie alle sahen sie anders, und jeder sah

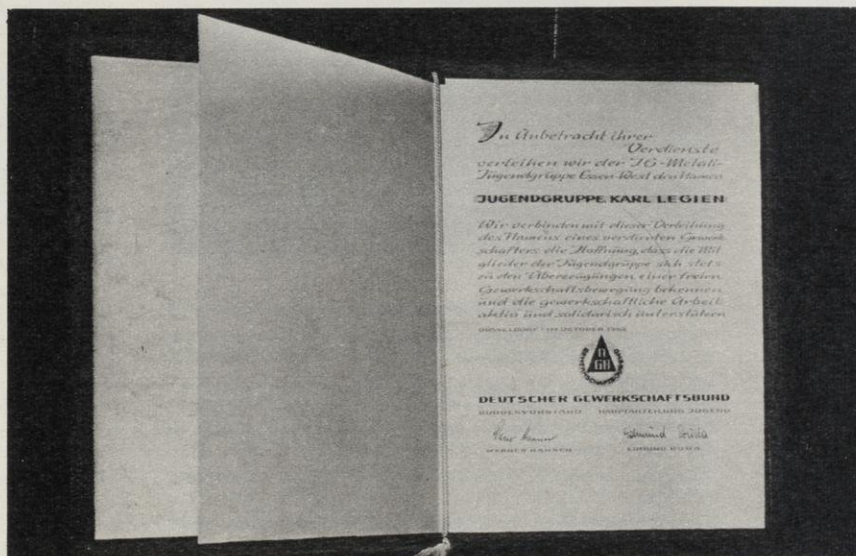
sie nur so, wie sie ihm irgendwann irgendwo einmal auf der Theaterbühne dargestellt worden war.

Die Anne, die hier gelebt hat, niemand von uns hat sie gekannt. Sie war ein kleines Mädchen, das sich mit Tagebuchschreiben die Langeweile vertrieb und das Fotografieren und Filmstarbilder aus der Zeitung an die Wand pinnte. Heinz Rühmann hängt da und raucht mit verschmitztem Grinsen eine Zigarre. Unter dem Fenster, das auf einen stillen grünen Hof hinausgeht, liegen Blumen und Kränze. Die Blumen sind verdorrt, die Kränze angestaubt. Einen sah ich mit einer schwarz-rotgoldenen Schleife. Ich suchte die Schrift: Niedergelegt von einer Delegation aus der DDR. Daneben liegt ein Kranz aus der Bundesrepublik, von den Falken.

Als ich die steile Treppe wieder hinunterstieg, sah ich etwas, was mir beim Heraufsteigen entgangen war: zwei große helle Räume. „Tagungsräume“, sagte mir der junge Mann, der uns geführt hatte. Sie wurden eingerichtet, als man das Anne-Frank-Haus zu einem internationalen Jugendzentrum machte. Und ich dachte, daß das besser als alle Blumen und Kränze ist.



Jugendgruppe Carl Legien



Wenn die IG Metall in den vergangenen Jahren ihren Werbemonat der Jugend durchführte, sind wir meist zu großen Veranstaltungen gegangen und haben darüber berichtet. In diesem Jahr waren wir bei einer kleinen Gruppe in Essen-West. Nun, es hatte einen besonderen Grund, denn wenn eine Gruppe den Ehrennamen Carl-Legien-Jugendgruppe bekommt, dann muß sie schon etwas geleistet haben. Wir erfuhren dann auch, daß diese Gruppe, von dem jungen Kollegen Rudi Behrendt geleitet, insbesondere auf dem Gebiet der Bildungsarbeit manches geleistet hat und die jungen Mitglieder sich durch Aktivität in den Betrieben auszeichneten. Das bestätigte uns auch Horst Lemke, der Jugendsekretär der IG Metall in Essen. Wir hatten Mühe, um noch in den Festsaal zu kommen, denn es erwies sich, daß auch die anderen Jugendgruppen der IG Metall in Essen gekommen waren. Der Saal war überfüllt.

Es wurden einige kurze Begrüßungsreden gehalten. Dann nahm Kollege Arthur Fritsch, der in seinen jungen Jahren der erste Jugendsekretär der Metaller war, das Wort zu einer Würdigung Carl Legiens. Kollege Fritsch, der das Wirken von Carl Legien noch erlebt hat, stellte die drei entscheidenden Etappen im Leben des unvergeßlichen Gewerkschaftsführers dar, der, als Waisenjunge aufgewachsen, als Wanderbursche seine Erfahrungen sammelte, ständig an seiner Bildung arbeitete, schließlich Leiter der Drechslergewerkschaft wurde, um dann, als am 1. Mai 1890 die Arbeiter in Hamburg-Altona ausgesperrt wurden, den entscheidenden Anstoß zur zentralen Zusammenfassung der deutschen Gewerkschaften

gab. 1899 verhinderte Legien durch seinen rastlosen Einsatz die Annahme der sogenannten „Zuchthausvorlage“, die von der Regierung auf Veranlassung der Arbeitgeber im Reichstag eingebracht wurde. Diese Vorlage sollte den aufsteigenden Gewerkschaften wieder alle hart errungenen Rechte nehmen. 1920 rettete Legien durch seinen Mut, mit dem er zum Generalstreik aufrief, die Weimarer Republik.

Kollege Fritsch sagte den jungen Menschen, daß sie mit dem Namen Carl-Legien-Jugendgruppe eine ganz besondere Verpflichtung eingegangen wären. Er wünschte ihnen Kraft und Mut.

Dann gab Konrad Weber, der Jugendsekretär des DGB Essen, die Ehrenurkunde an den Leiter der Gruppe.

Vielseitig war das Unterhaltungsprogramm der Gruppe. Da standen mit einmal drei junge Kolleginnen auf der kleinen Bühne und sangen Lieder und Chansons aus vielen Ländern; ein Sketsch (nicht ganz gelungen) wurde geboten; Lutz Dreishoff sang; die The Saints Ramblers machten Musik und eine Tanzkapelle forderte zum Tanz auf. „Aufwärts“ wünscht den jungen Menschen der Gruppe, daß sie die Kraft und den Mut finden mögen, ihrem Ehrennamen gerecht zu werden.

HADOBU



Prager Etüden

Ein Bericht von Paul Schallück

Viel einfacher, nach Tokio oder Melbourne oder San Francisco zu kommen als nach Prag, sagten die Pessimisten, und sagten: wenn überhaupt, dauert es zwei oder drei Monate, bis das Visum erteilt wird. Wir waren nicht optimistisch. Wir wollten's versuchen.

Runde sechshundert Kilometer fuhren wir zum Start ins östliche Fichtelgebirge, nach Alexandersbad bei Wunsiedel, wo Jean Paul geboren wurde, an der Fichtelgebirgsstraße, die unterm Volk noch immer Ostmarkstraße heißt. Zweihundert- und fünfzig Schienenkilometer nach Prag an der Moldau. Wir warten, eine Woche, zwei Wochen. Schwimmen in moorigen Teichen, wandern unter Fichten, klettern, essen, faulenzen, schlafen und schweigen nach dem Gerede das Jahr über. Dabei setzt die Geduld Fett an. Im Wohlbehagen langsam vergessen: Fernsehtürme und Stacheldraht, Hochhäuser aus Glas und Todesstreifen, die Basare des Reichtums und die Nachrichten über Versorgungsschwierigkeiten in Ostblock-Ländern, die Toten an der Mauer, Flüchtlinge aus Budapest, Leipzig, Stettin und die Plakate des Egerländer Heimattreffens, dort schon angekündigt, die Sonntagsreden mit dem Verzicht auf Gewalt, aber der unabänderlichen Forderung nach Rückkehr ins Heimatland der Sudeten, gelegen in der tschechoslowakischen Volksdemokratie. Dabei schwindet die Hoffnung.

Aber dann kommt aus Berlin ein eingeschriebener Brief, von der tschechoslowakischen Militärmission im Westen der geteilten Stadt, enthält Pässe und Visa und den Termin des Starts. Rasch noch ein Brief an den Verleger in Prag: Wir laufen am Sonntag um achtzehn Uhr auf dem Prager Hauptbahnhof ein. Aus einem kapitalistischen Lande kommend, bin ich trotzdem kein Krösus; bitte, bestellen sie mir ein angemessenes Doppelzimmer; bitte, sagen Sie mir noch Name und Adresse des Hotels, damit ich weiß, wo wir uns am Sonntagabend betten können.

Und wieder warten, vier, fünf, sechs Tage. Kein Brief aus Prag. Dennoch fahren wir los, meine Frau und ich, fahren in die andere Hälfte der Welt, hinter den Eisernen Vorhang, in den Ostblock, ins Reich unter Hammer und Sichel, in einen Satellitenstaat des Kreml, in die Diktatur der Funktionäre, in das Imperium Chruschtschows, zu übriggebliebenen Stalinisten, in einen Polizeistaat, in ein Konzentrationslager – wie immer die spärlichen Kenntnisse verallgemeinert werden. Ins Ungeheuerliche. Ganz frei vom Spekulieren in Blöcken und Vereinfachungen ist wohl keiner, der fünfzehn Jahre lang westdeutsche Zeitungen gelesen und Sonntagsreden gehört hat. Wir auch nicht. Aber wir fahren nicht, um Verallgemeinerungen bestätigt oder widerlegt zu finden; wir suchen keine Argumente für oder gegen etwas und werden keine heimbringen; wir wollen und werden nichts beweisen. Wir fahren nach Prag, der sagenhaften Goldenen Stadt an der Moldau. Die möchten wir sehen. Und wir bemühen uns, daran zu denken, daß das Herz des Menschen, sein Stolz und seine Würde und sein Mut und seine Ausdauer älter sind als alle Ideologien. Prager Etüden, sonst nichts.

Der Hotelier, seine Frau, Kellner und Gäste sagen „Auf Wiedersehen“ mit einer Mischung aus Unbehagen, Mitleid und Neid. Da fährt einer nach Prag, hinter den Eisernen Vorhang, in den Ostblock usw. Wie kann er das? Was steckt dahinter? Nach Prag möchten sie gern auch mal – oder mal wieder, oder nach Eger, die fünfzig Kilometer, nach Karlsbad, Marienbad. Aber zu gefährlich – und solange die Sudetendeutschen nicht zurück – Millionen haben sie vertrieben – und wie! – Deutschenhaß – schon immer – dazu Kommunisten – und überhaupt – nein, lieber nicht. Gute Reise, kommen Sie gesund zurück, wir wissen ja, wo Sie stecken, für alle Fälle. Der Name Sibirien fällt nicht. Aus Höflichkeit?

Im schwach besetzten Zug von Paris nach Prag erinnern wir uns: an 1918, als nach der Auflösung der Habsburger Monarchie der tschechoslowakische Staat neu gegründet und der Humanist Thomas G. Masaryk Präsident wurde; an Hitler, 1938: „Es ist mein unabänderlicher Entschluß, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen“; an die Zerschlagung, an die Ostmark, an den Krieg, an die Kapitulation. Wir erinnern uns: an das Konzentrationslager Theresienstadt in der Nähe von Prag, Durchgangsstation vieler Juden auf dem Weg in die Gaskammern von Auschwitz; an Pappurnen für die Asche von Toten; an Lidice, das nach dem Attentat auf Heydrich mit Mensch und Haus vernichtet wurde. Wir erinnern uns: an die Vertreibung der Sudetendeutschen; an die Befreiung der Tschechoslowakei durch die Rote Armee; an die kommunistische Macht ergreifung 1948; an das Fragespiel: „Warum lieben wir die Russen?“ – „Weil sie uns befreit haben.“ – „Warum lieben wir die Amerikaner nicht?“ – „Weil sie uns nicht befreit haben.“ Eins greift da ins andere, „fortzeugend Böses muß gebären“, wie Schiller gesagt hat. Ein Labyrinth der Erinnerungen. Zeit unseres Lebens werden wir nicht hinausfinden.

So fahren wir – schweigend – hinter Schirnding durch den vielfachen Stacheldraht ins Niemandsland. Der Zug hält, die

Blick auf den Hradschin



Türen werden von tschechischen Soldaten bewacht, einige kriechen unter die Wagen, doch sie finden niemanden. Wir sind in der Tschechoslowakei, hinter dem Eisernen Vorhang. Das gleiche Land, die gleichen Bergformen, die gleichen Wolken, der gleiche Himmel. Hinter dem Todesstreifen Wälder, Kornfelder, saftige Wiesen; das weiß-braune Vieh kollektiv in den Gattern der Kolchosen. Sind's Kolchosen? Bahnhof Eger. Die Sonne sticht. Anderthalb Stunden Kontrolle der Pässe und Visa, im geschlossenen Zug, Soldaten, bewaffnet mit Gewehr und Pistole, bewachen die Türen, die Koffer rührt keiner an, nach Zollwaren fragt man leger. Alles korrekt, freundlich, aber anderthalb Stunden. Werden Namen verglichen, Verdächtige gesucht, Republikflüchtige mit Heimweh oder Geschäftsgeist? Das Mißtrauen muß groß sein. Keine Transparente. Vor der Stirn der Lokomotiven der Rote Stern, das ist alles. Schmutzige Frauen in blauen Arbeiteranzügen geben der Lokomotive zu saufen. Eger bleibt unsichtbar. Nur flauer Wind kommt von der Stadt. Weiter. In Marienbad interessiert sich ein Wechsel-Mädchen für meine D-Mark-Scheine, Devisen; sie transferiert mit hübschem Lächeln. Weiter. Vor Pilsen fragt ein altes Männlein mit Franz-Joseph-Bart, ob wir Reichsdeutsche seien. Wir stutzen, gleiten ins Labyrinth und bejahen schließlich. Aus Höflichkeit. Hätten wir ihn aufklären sollen? Alte Frauen steigen zu, lange Kleider, Kopftücher, Sandalen, große Taschen, beraten lange über mein Nylon-Hemd, zeigen mit den Fingern, wieviel es in Prag kosten würde, viel, sehr viel. Industriewerke unter Sonntagsarbeit, Flüsse im Abendgold, ein schönes Land, Badende ohne Zahl, vollbesetzte Omnibusse, Autos, Straßenbahnen, schlanke Mädchen zu Fuß und per Fahrrad, Ruß aus der Lokomotive, Moped-Jünglinge mit Sturzhelmen, flatternde Blumen-Röcke der Auspuffprinzessinnen.

Härr Schaaliek . . .

Dann endlich Prag. Blanke Vorstädte, breite Straßen, keine Sprüche, über die Moldau, durch den langen Tunnel: Hauptbahnhof, Eisenkonstruktionen, Gemäuer, Treppen aus dem Jahrhundertanfang, unbeschädigt. Wir lassen die Leute aussteigen. Wir haben Zeit, werden ein Hotel suchen in der Nähe und morgen . . . Auf dem Bahnsteig scheppert der Lautsprecher. Was geht's mich an? Ich höre mit einem Ohr, dann konzentriert mit beiden und verstehe: „Härr Schaaliek, bittä auf däm Pärroing stähän bleibän.“ Böhmisches. Die Bewachung geht los, sagt meine Frau. Bitte, wir sind nicht überrascht. Aber ist das ein Bewacher, dieser bescheidene, freundliche, ein wenig linkische, eben darum – auf Handschlag – sympathische junge Mann? Wenn ja, ist seine Geschicklichkeit genial. Er trägt unsere Koffer, wartet mit uns an der Taxihaltstelle, er

Fotos: Bavaria

erzählt von seiner Familie auf dem Land, die Fotos zeigt er ein paar Tage später, er fragt und schweigt und ist schüchtern. Daß kein Taxi uns nimmt, ist ihm peinlich; Sonntagsverkehr, sagt er, und bei dem Wetter heute, sagt er, und daß es nicht genügend Taxis gibt, noch nicht, leider, Export, sagt er. Wir machen aus der Not die entsprechende Tugend und gehen zu Fuß durch einen Park, an guten Plastiken und Liebesleuten vorüber, fünf Minuten, zur Panska, in unser Hotel. Da wimmelt's von vielen Nationen, Hautfarben und Sprachen verbündeter, befeindeter, neutraler Länder. Das Zimmer ist sauber und geräumig, ein bißchen K. und K., wie die breiten Treppen, die dunkel getäfelten Flure, wehmütiger Glanz verlорener Zeiten. Stehdusche, darüber bis zur Decke ein Tuch, das einen alten Wasserrohrbruch verdeckt. Sind Handwerker kostbar wie bei uns? Oder fehlt es an Material? Wind bläht die Gardinen, Wolken verwischen den Abend zu fahlem Gelb, Wasser stürzt vom Himmel, Blitze illuminieren die Stadt, Donner bricht in die Steinschluchten. Kein schlechter Empfang. Wir sind in Prag.

Der schüchterne junge Mann war kein Bewacher. Woher ich das weiß? Ich habe ihn nicht gefragt, er hat es mir nicht gesagt. Es gibt andere Wege des Erkennens: Seitenstraßen, Fußpfade, Sackgassen, Details eben. Haltet euch an die Details, sagten sich die Gäste. Sie zogen am Ende die Summe: in Prag wurden sie nicht beschattet. Der junge Mann half mit böhmischer Gastlichkeit den Gästen, die Tschechisch nicht sprachen. Sie sprachen Deutsch mit ihm; er lernte es in der Schule und spricht es, wie es bei uns in böhmischen Schlagnern lächerlich gemacht wird. Die Gäste sprachen Deutsch auf der Straße, wenn sie nach dem Weg fragten und bis zum Ziel geleitet wurden. Sie sprachen Deutsch im Papierladen, wo sie Postkarten kauften, um sie zu Prager Freunden in Jerusalem und London zu schicken. Im Zigarettenladen sprachen sie Deutsch, im Hotel, auf der Post, wo die Ansichtskarte ins westliche Deutschland doppelt so teuer ist als ins östliche, in der Straßenbahn und im Restaurant, wenn sie einen Tisch suchten. Sie fanden in deutschen Menükarten Prager Knödel und Ente, Kotelett und Schinken, Würstchen, Schnitzel, Fasan und Kalbsnieren und Gänseleber, böhmische, mährische, jugoslawische, ungarische Weine und Kognak aus Kuba, russischen Wodka, roten Sekt von der Krim und wurden von Oben bedient, die mit österreich-ungarischer Artigkeit „Küß' die Hand, Madam!“ sagen konnten. Freilich ließ nichts an den Gästen erkennen, aus welchem Teil Deutschlands sie kamen. Wer es erfuhr, weil er leise danach fragte, weil er etwas von Anzugstoffen verstand, weil er die Herkunft nach der Aussprache zu bestimmen vermochte, antwortete nur mit leicht gesteigerter Freundlichkeit. Wenn Tschechen mit polnischen oder ungarischen, rumänischen, bulgarischen oder jugoslawischen Genossen sprachen, sprachen sie Deutsch, um sich zu verständigen. Deutsch ist die größte slawische Sprache, erfuhr die Gäste in Prag.

Sprache

Deutsch ist die Sprache Franz Kafkas, der 1883 in Prag geboren wurde, das Altstädter deutsche Staatsgymnasium besuchte, auf der Universität zum Doktor juris promovierte und vierzehn Jahre lang als Jurist in der „Arbeiter-Unfall-Versicherung für das Königreich Böhmen“ angestellt war. Heute befindet sich in dem Versicherungsgebäude ein Exekutionsgericht. Auch Rainer Maria Rilke wurde in Prag geboren, 1875, in der Panska, der Herrengasse, drei Häuser neben dem Hotel, in dem sich die Gäste aus Westdeutschland in kurzen Nachtstunden auszu ruhen versuchten. Keine Tafel, kein Schild. In seinem Geburtshaus hat sich eine Musikalienhandlung etabliert. Ob die Verkäufer das „Stundenbuch“ kennen oder „Die Briefe an einen jungen Dichter“, die Zeilen „Und dann und wann ein weißer Elefant“ oder „Du mußt dein Leben ändern“? Franz Werfel ist Prager und Max Brod, der Romancier, Freund und Herausgeber Kafkas; Felix Weltsch, der Philosoph aus Jerusalem, Jaroslav Hasek, der den armen Soldaten Schweijk weltberühmt machte, der rasende Reporter Egon Erwin Kisch und Smetana, der die Moldau besungen hat. Es geht das Gerücht, die Noten der israelischen Nationalhymne ähnelten der Smetanaschen „Moldau“. Pablo Neruda, der südamerikanische Nobelpreis-Anwärter, trägt seinen Namen nach dem tschechischen Nationaldichter Johann Neruda, der 1834 in Prag geboren wurde. Tycho Brahe, der dänische Astronom, starb 1601 an der Moldau und liegt in Prag begraben. Auf dem alten Judenfriedhof ruht seit 1609 in einer Renaissancegruft der Rabbi Jehuda Liva ben Bazalel, den sie den Maharal von Prag nannten oder den Hohen Rabbi Löw, zu dem die Besucher des Friedhofs zuerst eilen und seiner gedenken, indem sie das Grabmal mit kleinen Kieselsteinen überhäufen; ein großer hebräischer Gelehrter und Weiser, mit Legenden umwoben, mit der Sage vom künstlichen Menschen, dem Golem, verknüpft. Karl IV. gründete in Prag



1344 die erste Universität des alten Deutschen Reiches. Prag ist alter, fruchtbarer europäischer Boden.

Trübes Kapitel

Der jüdische Friedhof. Wir gingen an einer Backsteinmauer entlang, die mit Teufelskräutern und Hakenkreuzen beschriftet war, und fanden den Eingang. Die alte Synagoge ist heute ein Museum: kultische Gegenstände aus Gold und Silber, zerfranste Fahnen, zerblätterte Handschriften in Hebräisch, Deutsch und Tschechisch; historische Urkunden, Sendschreiben, Privilegien in lateinischer Sprache; riesige Fotos, aufgestellt wie Kulissen, Bilder von dunklen Gassen, schiefen Häusern, bärtigen Männern, Erinnerungen an die jüdische Altstadt, die vor dem ersten Weltkrieg abgerissen wurde. Wir konnten nicht erfahren, wie viele Juden heute in Prag leben. Sie werden nicht registriert, sagte die weißhaarige Wächterin an der Tür, nicht offiziell, sagte sie, Religionsunterschiede zählen nicht, tausend vielleicht oder zweitausend, wir wissen es nicht, viele kommen nicht in die Synagoge, viele gehören nicht mehr zur Gemeinde, sagte sie. Weil sie sich assimiliert haben, aus Angst, weil sie keine Juden mehr sein wollen, weil sie keine Juden mehr sein dürfen? Wir stellten diese Fragen nicht.

Wir gingen auf den Friedhof, der aussieht wie nach einer barbarischen Zerstörung: Steine über- und nebeneinander, halb versunken, abgeblättert, auseinandergebrochen, verfallen, fünf, sechs Steine auf einem Grab. Wir ließen uns belehren, daß den Juden in Prag nur dieses kleine Quadrat als Begräbnisplatz zugestanden war. So waren sie gezwungen, ihre Toten übereinander zu bestatten. So setzten sie die Grabsteine neben- und übereinander. So entstand das wüste Bild. Die zweite Synagoge dieses jüdischen Viertels wurde nach dem letzten Krieg verwandelt in eine Gedenkstätte. Vor- und Nebengasse und der Hauptraum sind leer. Die Wände aber sind in fünfjähriger Kleinarbeit beschriftet worden mit den Namen der jüdischen Opfer, die der Nationalsozialismus in Prag gefordert hat, rot und weiß, abwechselnd. Geburtsdatum und -ort, vermutlicher Sterbetag und -ort, achtzigtausend Namen, und daneben die Namen deutscher, polnischer, österreichischer, tschechischer, französischer, holländischer Städte. Es war still und kalt in der leeren Gedenksynagoge an diesem sommerlichen Nachmittag, im Haus der Namen.

Am Abend saßen wir in der Barbara-Bar. Gedämpftes Kerzenlicht, gedämpfte Geigenmusik, beim Tokaier. Wir sprachen Deutsch, wie immer. Der Geiger, ein weißhaariger, kurzgeschorener, scharfzügiger Mann, spielte ein rheinisches Lied. So schätzte er uns ein. Es schien nicht einmal deplaciert an der Moldau. Aber wir hörten nicht hin. Wir sprachen über den jüdischen Friedhof, über die Symbole auf den Grabplatten: der

Löwe des Hohen Rabbi, die Schere des Schneiders, den Mörser des Apothekers, die Hände der Kohanim, der Priesterfamilie, die ärztliche Pinzette des Baders, die Taube des Jonas, die Krone der ehelichen Treue. Die Geige verstummte. Der Mann beobachtete uns. Wir erfuhren im Flüsterton von unseren Gastgebern, daß er ein Prager Jude sei, der in Theresienstadt den SS-Schergen hatte aufspielen müssen, der auch dann nicht aufhören durfte zu fiedeln, als er Frau und Kinder auf dem Weg zur Liquidation erblickte. Er kam zu uns an den Tisch und erzählte jüdische Witze, mit Pfiff, mit Esprit, und lachte selbst, bis Touristen aus Leipzig bei ihm „O mein Papa“ bestellten.

Teures Leben

Abends auf dem Weg zur Moldau. Langsam beginnt es zu dämmern. Wenige Passanten, wenige Autos. Ein Paradies für die Ohren eines westdeutschen Großstädtlers. Die Millionenstadt ist schlafen gegangen. Wir bummeln, begleitet vom schüchternen Cicerone. Er zeigt uns eine Tafel aus Eisen, die an einem Kirchenportal hängt und der Männer und ihrer Kameraden gedenkt, die Heydrich ins Jenseits schickten. In der Kirche eine tiefe Krypta. Dort verbargen sie sich, wurden entdeckt von der SS; aufgefordert, sich zu ergeben, antworteten sie mit Gewehrsalven; man pumpte Wasser in die Krypta – und sie erschossen sich, junge Männer, ein kirchlicher Würdenträger unter ihnen. Die Gedenktafel ist nie ohne Blumen.

Wir bummeln an einem Kiosk vorbei, und ein Mann ruft etwas in die stille Straße. Wir verstehen es nicht und lassen es uns übersetzen: „Kinder, trinkt Orangensaft, wir müssen unseren Plan erfüllen“. Wir gehen hin und trinken. Liebespaare an der Moldau, am Ufer. Stille. Der Mond im ruhigen Wasser. Im alten Mühlenwehr gluckert die Moldau. Von der Karlsbrücke grüßen die Heiligen stumm. Der Hradschin am anderen Ufer schläft über den Gärten der Kleinseite. Wir bummeln an halb beleuchteten Schaufenstern entlang und studieren die Preise in den spärlichen Auslagen. Es muß teuer sein, in Prag als Prager zu leben. Unser Gastgeber sagt: es geht. Und das kann manches bedeuten. Er ist gut gekleidet und genährt. Nur eine einzige Schlange sahen wir, vor einem Metzgerladen. Wenn das ein Zeichen ist, dürften genügend Waren vorhanden sein, um die Bedürfnisse zu stillen. Wer weiß aber, ob die Bedürfnisse so maßlos sind wie bei uns? Von der Eleganz der Prager Frauenmode hatten wir gehört. Wir fanden sie nicht. Schuhe und Kleidern fehlt der modische Mut, der Pfiff, die individuelle Hand. Farben und Formen wie bei uns kurz nach der Währungsreform, also ein wenig ärmlich. Vielleicht ist die Sehnsucht der Prager auf anderes gerichtet, vielleicht sind die Bedürfnisse anderer Art? Vielleicht gibt es andere denn materielle Ziele? Am andern Morgen kommen wir wieder an dem Orangenkiosk vorbei. Er ist geschlossen. Plan erfüllt, sagt meine Frau. Die Altstadt ist eng, winkelig, regellos, dunkel-feuchte Gassen, Toreinfahrten, Hinterhöfe: ein gotisches Bild. So planlos gebaut, daß keine Autos fahren können, so schmal die Bahnen, so holprig das Pflaster, so eckig die Kurven, so niedrig die Durchfahrten. Ein Glück für den alten Kern der Moldaustadt, in dem ein Jahrhundert ins andere gebaut hat, in dem viele Kirchen und Kapellen träumen, mag im Gewölbezimmer nebenan der Fernsehapparat flimmern. Auch auf der Kleinseite, unterhalb des Hradschin, fahren keine Autos. Aber da stehen mächtige Bäume, wachsen zwischen sauberen Häusern Sträucher und Blumen, öffnen sich Gassen zu immer neuen Plätzen mit kleinen Palästen, idyllischen Winkeln. Auf der Kleinseite wohnten ehemals die Reichen. Heute haben sich in den Palästen Ministerien und Botschaften niedergelassen. Wer sonst im volksdemokratischen Staat könnte sie heizen, renovieren, instandhalten? Auch ein paar intellektuelle wohnen dort, Filmschauspieler, Regisseure, Musiker, Maler, in kleineren Palästen, in beneidenswerter Stille. Liebespaare treffen sich auf der Kampa, der grünen Insel zwischen Teufelsbach und Moldau. Dort stört sie kein Lautsprecher und keine Touristik.

Devisen – Devisen

Touristen ziehen hinauf zum Hradschin. Auch wir waren Touristen und wurden hinaufgefahren durch die Nerudastraße zur Kaiserlichen Hofburg, zu den Palästen des Adels, zum St.-Veits-Dom, der 1344 unter Karl IV., nach einem Plan des Baumeisters Matthias von Arras begonnen wurde. Wir standen vor dem silbernen Grabmal des heiligen Nepomuk, der alle Brücken des Landes bewacht, vor dem Reliquienschein des heiligen Wenzel; wir umschritten das fünfschiffige Chor Peter Parlers; wir sahen den leeren Schrein, in dem die Insignien der böhmischen Könige aufbewahrt wurden, und stiegen hinab in die Krypta. Und in den Bänken des Hauptschiffs saßen Afrikaner in bunten Gewändern, staunten hinauf zur Rosette und hörten dazu Jazzmusik aus dem Transistor. Nach Weihrauch roch es nicht im St.-Veits-Dom. Er ist eine touristische Attrak-



tion, wie der Blick auf die Goldene Stadt in der Mulde des Flusses, oder der Blick hinab ins Palais Wallensteins, in den Fürstberggarten, auf die Niklaskirche, auf die sieben Brücken der Moldau, oder der Blick über blühende Gärten und Ziegeldächer hinweg zu den rauchenden Fabriken von Stranice. Einen ganzen Vormittag haben wir bei Kaffee, Wodka und Zigaretten mit drei charmannten Damen diskutiert, die – lediglich für die gegenwärtige Literatur des Auslandes – eine Zeitschrift von rund 250 Seiten herausgeben, alle zwei Monate, mit Texten und Fotos, Graphiken, Berichten und Kritiken. Über die Qualität der mährischen Weine unterhielten wir uns mit dem Chefredakteur einer nichtkommunistischen Tageszeitung, die von 200000 Abonnenten und Kleinanzeigen lebt, auf die Inserate der Wirtschaft aber verzichten muß. Einen ganzen Tag lang haben wir ohne Pause mit einem Verlagsleiter und seinen Assistenten, mit der Sekretärin und Bekannten diskutiert über Krieg und Israel, Westdeutschland und die Heimatvertriebenen, vor denen sie Angst haben, über Warschau und Jazz, monochrome Malerei und Kabarett, über das Prager Theater und die Internationalität seiner Bühnenbilder, über die Aufführung eines Stückes von Dürrenmatt und immer wieder über Literatur und Bücher. In Prag sind Bücher um zwei Drittel billiger als bei uns. Der Lesehunger ist nicht zu stillen. Warum nicht, fragten wir. Export, sagten sie. Export ist ein Zauberwort mit realem Kern. Die böhmischen Wälder sind reich an Holz, aber Holz wird ausgeführt, und für die heimische Papierproduktion bleibt nicht genügend übrig. Die Autoproduktion steigt von Jahr zu Jahr, aber Autos werden ausgeführt, und für den eigenen Bedarf gibt es Wartelisten. Export, um Devisen zu bekommen. Und Devisen sind lebenswichtig.

Und als der Tag der Rückreise gekommen war, vollendete sich die Prager Gastfreundschaft in einem Sekfrühstück, in erneuten Gesprächen von hungriger Intensität. Wir umarmten uns; denn wir hatten Freunde gefunden. Eskortiert von zwei jungen Männern wurden wir zum Bahnhof geleitet, eine Viertelstunde vor Abfahrt des Zuges. Wir hatten unsere Koffer verstaут und waren auf den Bahnsteig getreten, da war die ganze Mannschaft wieder versammelt, mit der wir gesprochen, diskutiert, um Klarheit gerungen hatten, bewaffnet mit Bierkrügen. Der Abschied wurde wiederholt, das Zuprosten, die Umarmungen, das Händedrücken, die guten Wünsche, die Versprechungen und die wenigen Brocken Tschechisch, die wir gelernt hatten. Und als der Zug westwärts hinausglitt aus dem Bahnhof, wurden große weiße Taschentücher geschwenkt.

Besuch bei Joachim Braatz



Münchhausen

Ausstellungsplakat

Welchem Leser des „aufwärts“ sind nicht schon die Illustrationen des Grafikers Joachim Braatz aufgefallen? Wem nicht die künstlerische Handschrift, die schon seit vielen Jahren die Erzählungen in unserer Illustrierten begleitet? Scheinbar mühelos gleitet die Feder über die Fläche, sicher, aber nicht kühl, nicht hart. Manchmal wird der Pinsel zu Hilfe genommen, dann entstehen dunkle Akzente, Blickpunkte für den Leser.

Da schaut der Bucklige – in der Erzählung hieß er Ferdinand Clasen und ist Schuhputzer – einen Affen an; mit ganz wenigen Strichen ist alles fixiert, mit so wenigen Linien, daß man denken möchte, es sei zuwenig für eine Darstellung. Schatten fehlen, und auch das Material des Hemdes, der Haut, der Haare ist nicht zu erkennen. Aber trotzdem ist der Ausdruck dieses „Ausgestoßenen“ so, daß wir ihn nicht

vergessen werden – eindringlich, obgleich sparsam in den Mitteln.

Ähnlich ist es mit den Menschen aus Indien, die Braatz für den „aufwärts“ gezeichnet hat, ebenso mit dem alten, grauen Geschichtslehrer, mit den „Landstreichern und Walzbrüdern“ und mit den Soldaten, die er dem Text Heinrich Bölls „Als der Krieg ausbrach“ beigegeben hat. Wer ist dieser Joachim Braatz mit der leichten Feder und den schweren Aussagen?

An einem schönen Herbsttag machen wir uns auf den Weg, um diesen Künstler in seinem Atelier in Dormagen am Niederrhein aufzusuchen. Auf einem kleinen Dorfbahnhof steigen wir aus. Eine kleine Fußwanderung unter herbstlich gefärbten Bäumen, an neuen Siedlungen und alten Häusern vorbei. Wir stoßen

auf eine verkehrsreiche Straße: Lärm, Tempo, vorbeibrausende Autos, dort eine Gastwirtschaft, hier ein Laden, Schaufenster. Kölner Straße 144 – wir schellen. Einige Treppen hoch. Oben empfängt uns ein junger Mann: Joachim Braatz. Er bittet uns herein. Seine beiden Kinder begrüßen uns und verschwinden unter der Obhut der Mutter. Ein großes Blumenfenster gibt den Blick in eine weite Landschaft frei. An der Wand der gemütlichen Wohnstube entdecken wir drei, vier Gemälde. Traumhafte Gestalten. An wen erinnert uns dieser Stil? Es ist nicht leicht, ihn in bisher Bekanntes einzuordnen.

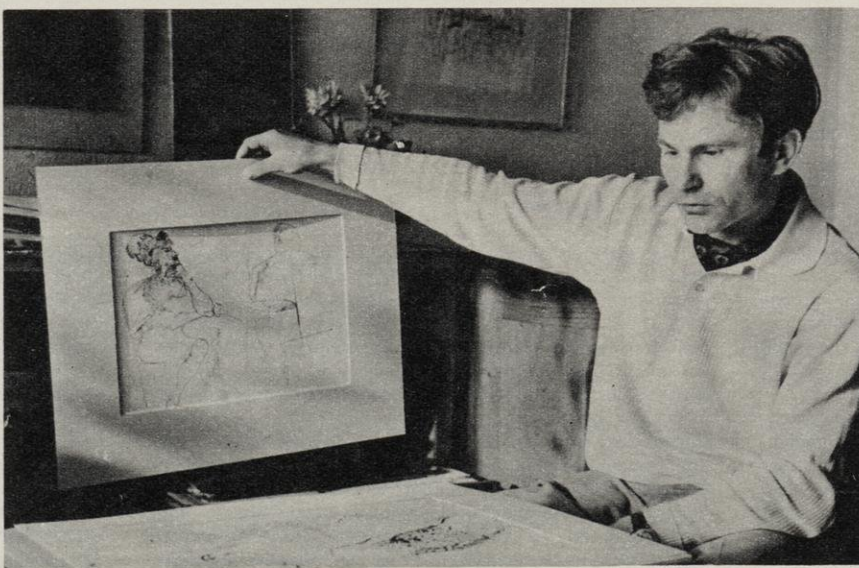
„Ja, seit einem Jahr male ich!“ eröffnet Braatz das Gespräch auf unsere fragenden Blicke hin. Es ist schwer zu ergründen, wie er, der zum Illustrator fast abgestempelte Künstler, zur Malerei kam. Wir haben schon mal Aquarelle von ihm in einer Ausstellung gesehen.

Aber daß sein Weg zur Malerei von der Linie über die Farblithografie und die Wasserfarbe führte, möchte Braatz eigentlich verneinen. Es ist eher eine innere Beziehung zwischen seiner Grafik, die ja trotz oft präziser Linien sehr malerisch wirkt, und seiner Ölmalerei zu spüren. Dann kommen wir zu einem Problem, dessen Lösung uns – allerdings nur im ersten Augenblick – erstaunt. Braatz distanziert sich – und zwar immer wieder – von der „Illustration“. Das klingt zunächst alarmierend, haben wir doch schon zahlreiche „Illustrationen“ aus seiner Feder und seiner Radiernadel gesehen. Ja, vor uns liegt sogar ein dickes Buch, Martin Beheim-Schwarzbachs „Schirasades Nächte“ (Fackelträger-Verlag, Hannover), das Braatz illustriert hat. Ferner entdecken wir hier noch ein Werk, „Deutsche Illustratoren der Gegenwart“ von Eberhard Hölscher (Bruckmann-Verlag, München, 1959), ein kostbar ausgestatteter Band, in dem der Dormagener Künstler neben anderen der ersten Garnitur deutscher Grafiker wie Prof. Seewald, Prof. Orłowski aus Berlin, des verstorbenen Hegenbarth, Gerhard Marcks, Hubert Berke, Willi Dix sowie Prof. Max Schwimmer aus Leipzig und H.T. Richter aus Dresden mit etlichen „Illustrationen“ vertreten ist.

Aber Braatz will nicht einfach Erzählungen abbildern, nicht nur Zeichnungen liefern, die auf Gedeih und Verderb mit dem Text verbunden sind. Er nimmt das Wort, das literarische Erlebnis, nur zum Anlaß seiner gegenständlichen „Kompositionen“. Jedes Blatt sagt uns etwas, jede Radierung oder Zeichnung kann auch ohne Text bestehen, gleichsam als Bild, wenn wir wollen, eingerahmt an der Wand hängen.

Immer wieder kommt Braatz auf ästhetische Gesetze, auf formale Probleme, zu sprechen. Auch wenn er über seine Schaffensweise Auskunft gibt. So konzentriert er sich in seinen Druckgrafiken bewußt auf die Komposition, so setzt er seine grafischen Mittel – natürlich nicht durchwegs – bewußt ein, hier den Grauton, dort die zarte Linie gegen die Fläche. Es scheint uns, daß von allen Künstlernamen Paul Klee an diesem Nachmittag am meisten auftaucht, dieser „Kammermusiker in Farben“.

Seiltänzerin





Figur aus Schirasades Nächte

(Rabelais) Gargantua und Pantagruel



Don Quichotte

Fotos: Udo Hoffmann

der von Braatz sehr geliebt und bewundert wird. Klee? Dem Stil nach ist er in der Dormagener Wohnung kaum anwesend. Paul Klee ist abstrakter, auch in seinen anscheinend noch stark gegenständlichen Bildern. Aber Lyrik und Dramatik – nicht etwa Formen und Farben – könnten bei den Bildern Braatz' Pate gestanden haben.

„Die Leute sehen zuviel Literatur in Klee, auch in der abstrakten Kunst“, sagt Braatz ganz richtig. Man sollte in jenen Gemälden eher auf das Wie achten. So ergibt sich eine Brücke zum „Illustrator“ Braatz, und wir begreifen seinen Wunsch, seine Befürchtungen, „nur“ als Illustrator verstanden zu werden.

„In meinen Bildern passiert wenig im anekdotischen Sinn. Sie sind meistens statisch gebaut“, meint der Künstler. In der Tat, nicht

daß etwas „passiert“, ist wichtig, sondern wie alles gemacht wird. Von diesem Wie kommt schließlich die Spannung, kommt der Ausdruck, und das löst in uns das Erlebnis aus.

Joachim Braatz bereitet sich gerade für eine Einzelausstellung vor. Er hat bisher nicht allzu oft ausgestellt. „Gelegenheiten wären schon da“, bekennt dieser Künstler. „Aber Ausstellungen kosten viel.“ Und dann eine Weile später: „Im übrigen möchte man nicht alles verkaufen!“ Dieser Ausspruch scheint uns für Braatz charakteristisch. Ein Maler, der weitab vom Managertum unserer Zeit lebt.

Nun, für diese nächste Schau, für den Katalog und nicht zuletzt für die Besucher müssen Bildunterschriften festgelegt werden. „Wir haben gesucht, meine Frau und ich“, erfahren wir. „Aber es ist nicht einfach, Titel zu finden,

die schön klingen und das Richtige treffen.“ Auch hier also: fort von der Anekdote!

Und dann noch eine Bemerkung, eine vielsagende: „Ich will nur die zur Ausstellung schicken, die am wenigsten erzählen, die nur Bilder sind!“

Allmählich haben wir diesen „Illustrator“, der keiner sein will und im althergebrachten Sinn auch keiner ist, begriffen. Und nun wundern wir uns nicht mehr, als er eine Mappe mit 16 Radierungen zu François Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“ bringt. Es könnten selbständige Bilder sein, allerdings angeregt von jenem größten französischen Satiriker aus dem 16. Jahrhundert.

Wir sehen uns ferner die Serie, man möchte sagen, Variationen nach dem Thema Don

Quichotte, an und die Folge der Köpfe biblischer Könige und Gestalten. Stets war das Wort Ausgangspunkt, nicht das Modell, nicht die optische Realität. Stets entwickelten sich Bilder aus dem Wort.

Wenn wir nächstens wieder eine Erzählung, „illustriert von Joachim Braatz“, im „aufwärts“ finden, werden wir prüfen, ob das, was uns der Dormagener Künstler gelehrt hat, stimmt. Was wir hier erfahren haben, leuchtet uns jedenfalls ein.

Günther Ott

Der Dreispitz



Aus Schirasades Nächte



Xerxes



Taxifahrt durch die Weihnachtsnacht

Von Willi Wegner

Seid nicht böse, aber ich habe mir für heute abend etwas anderes vorgenommen", sagte Ann. „Ich bin pünktlich zurück.“

„Das wollen wir hoffen“, meinte Richard. „Weiterflug 21 Uhr 46“, sagte Harry. „Vergiß es nicht.“

Draußen standen ein paar Taxi, wie immer, nur weniger als sonst. Als der Fahrer des ersten Wagens ausstieg, um den Schlag zu öffnen, sagte Ann: „Darf ich vorn sitzen? Bei Ihnen?“

„Gern. Wie Sie wünschen.“

„Fahren Sie los“, sagte Ann. „Irgendwohin.“ Der Fahrer ließ den Motor anspringen. Fast geräuschlos glitt der Wagen über den Asphalt. „Gar kein Ziel?“ fragte der Mann.

„Fahren Sie mich ein bißchen durch die Stadt“, sagte Ann. „Ich habe eine dreiviertel Stunde Zeit. Dann setzen Sie mich wieder am Flughafen ab.“

„Läßt sich hören“, meinte der Taxifahrer. Im rechten Augenwinkel sah er den dunklen Kostümstoff ihrer Uniform und den Rocksäum, und er gewahrte ihr Parfüm, oder es war der Duft ihrer Haare, die unter dem Käppi hervorquollen. Es war schon wiederholt vorgekommen, daß er eine englische Stewardess im Wagen gehabt hatte, aber dann war es immer die ganze Besatzung gewesen, also auch der Pilot und der Funker, und dann hatte er sie vor irgendeiner Bar oder vor einem Weinlokal absetzen müssen. Das hier wurde etwas ganz anderes, das hatte er noch nicht erlebt. „Sie sprechen ein gutes Deutsch“, sagte der Taxifahrer.

„Ja“, sagte Ann. Dann fragte sie: „Fahren Sie die ganze Nacht? Oder werden Sie bald abgelöst?“

„Ich vertrete einen Kollegen“, sagte der Mann, ohne zur Seite zu blicken. „Hat Familie, 'ne Frau und 'ne Küche voll Kinder. Mir ist es egal, ich habe nichts zu versäumen.“

„Wie leer die Straßen sind“, sagte Ann. „Sehen Sie, da oben brennt ein Weihnachtsbaum!“ „Es ist nicht der erste, den ich heute abend sehe. Ich habe schon aufgehört, sie zu zählen. Wie sieht es bei Ihnen aus?“ fragte er. „Wartet da niemand? Ein Mann, ein Freund? Oder eine Mutter?“

„Nein“, sagte Ann. „Es ist wohl so ähnlich wie bei Ihnen. Aber wir fliegen heute nacht noch nach London, und morgen früh werde ich eine Freundin besuchen, werde Merry Christmas sagen, und sie wird mich zum Christmas Dinner einladen.“

„Ich habe mal gelesen“, sagte der Fahrer, „daß bei Ihnen in England die Kinder erst am Weihnachtsmorgen beschert werden. Stimmt das?“

„Ja, das ist richtig. Aber es ändert nichts an der Heiligen Nacht. Da macht man sich so seine Gedanken, nicht wahr?“

Eine Weile sprachen sie kein Wort. Sie näherten sich der Stadt, dem Kern der Stadt. Ann dachte an Richard. Und an Harry, den Kapitän der Maschine. Sie sah die beiden vor sich. Richard schrieb einen Brief an seine Mutter in Irland, Harry saß vor einer Soda und stopfte sich eine neue Pfeife. Oder er hatte den Daily Express vor sich ausgebreitet und löste ein Kreuzworträtsel, als gäbe es nichts auf der Welt, das ihn erschüttern könnte. Aber sie dachte auch an ihr kleines Zimmer in London, genauer in Bloomsbury. Sie dachte an den alten Kamin. An den Mistelzweig und daran, wie entsetzlich einsam sie doch im Grunde war.

„Was sind das da drüben für Wagen?“

„Irgendeine Zirkustruppe“, sagte der Taxifahrer. „Kunstreiter und Feuerschlucker und solche Sachen. Die können heute nicht auftreten und warten darauf, daß Weihnachten vorüber ist. Fahrendes Volk“, fügte er hinzu.

Blinkende Schienen kreuzten die Straße, und sie mußten vor einer heruntergelassenen Schranke halten. Sie sahen einen Mann aus dem Bahnwärterhäuschen kommen, und als der Zug gleich darauf wenige Schritte vor ihnen vorbeidonnerte, zählte Ann die Wagen. Sie wußte nicht, warum. Aber sie dachte an die

Männer, die auf der Lokomotive Dienst taten, und dann mußte sie wieder an Richard und an Harry denken. Sie nahm eine Zigarettenpackung aus ihrer Handtasche. „Rauchen Sie?“

Der Taxifahrer dachte gerade an seinen Kollegen, der seit Monaten gespart hatte, damit seine beiden ältesten Jungen eine Eisenbahn bekämen. Er dachte daran, daß sie jetzt daheim unter dem brennenden Weihnachtsbaum auf dem Fußboden lägen und die Züge rangieren ließen und daß sein Kollege vielleicht der Ausgelassenste von allen sei. „Ja, danke“, sagte er und zog sein Feuerzeug.

Dann sagte er: „Merry Christmas.“

„Fröhliche Weihnacht“, buchstabierte Ann. Dann lachten sie.

Sie fuhren weiter. Die Schranken waren wieder hochgegangen. Die Zahl der Straßenlaternen, Bogenlampen und beleuchteten Schaufenster nahm zu, und sie sahen jetzt noch viel mehr

Lichterbäume in den Fenstern der Wohnungen. Als sie an einer Tankstelle vorbeifuhren, sagte der Taxifahrer: „Die armen Kerle sind auch nicht besser dran als wir.“

„Wer?“ fragte die Stewardess.

„Die Tankwarte“, sagte der Mann.

Ein Streifenwagen der Polizei mit blauem Warnlicht kam ihnen entgegen. „Police?“ fragte Ann.

„Ja, Polizei.“ Dann sagte er: „Kein Mensch hat 'ne wirkliche Ahnung, wie viele Leute heute abend nicht unterm Weihnachtsbaum sitzen.“ Sie fuhren an einem hohen, dunklen Gebäude vorbei, und der Mann neben Ann nickte mit dem Kopf leicht zur Seite. „Das Gefängnis“, sagte er. „Man kann darüber denken wie man will.“

„Aber die Straßen sind leer“, sagte Ann. „Man sieht kaum eine Menschenseele.“

Der Taxifahrer drückte die halb angerauchte Zigarette im Ascher aus. „Sie sind mir ein biß-

chen zu stark, die Engländer und die Amis. Daß Sie als Frau damit fertig werden...“

„Gewohnheit“, sagte Ann.

Sie fuhren am Bahnhof vorüber. Die Halle war hell erleuchtet. Vor dem Bahnhofsgelände stand eine lange Schlange dunkler Wagen.

„Taxi frei!“ – „Taxi frei!“

„Eine originelle Idee“, sagte der Mann neben Ann. „Heiligabend mal ein bißchen herumzufahren. Aber es lohnt nicht. Gibt nicht viel zu sehen. Es ist weggeworfenes Geld. Wissen Sie, ich bring' Sie zurück, ich seh' das nicht ein.“

Die Stewardess sah auf die Uhr. „Nein“, sagte sie. „Warum? Wir haben noch viel Zeit. Fahren Sie nur zu! Es ist interessant.“

„Na, wie Sie wollen. Ich habe nichts weiter vor.“

Ein heller, flacher Wagen mit einem leuchtenden roten Kreuz fuhr in großer Geschwindigkeit an ihnen vorüber. Ann meinte eine Sirene zu hören. „Ein Krankenwagen“, sagte sie. „Ob etwas passiert ist?“

„Keine Ahnung“, sagte der Fahrer. „Muß wohl.“

„Schrecklich“, meinte Ann, „an einem solchen Abend.“

„Vielleicht bloß 'ne Blinddarmsache“, sagte der Mann.

Ein paar Straßen weiter sahen sie den hellen, flachen Wagen wieder. Er hielt vor einem Krankenhaus. „Halten Sie“, sagte die Stewardess. „Ich steige mal aus.“

„Sie lieben wohl Sensationen, was?“

„Nein, das nicht. Bestimmt nicht.“

„Na gut, wie Sie wollen.“

Die Flügeltüren des Krankenzuges waren schon geöffnet. Zwei Männer zogen die Trage heraus. Ann sah das blasse Gesicht einer Frau, die mit geschlossenen Augen dalag, und die helle Wolldecke reichte ihr bis zum Hals. Die Männer gingen mit der Trage und der Frau darauf durchs Portal, ohne die Stewardess weiter zu beachten. Das Krankenhaus hatte viele hohe Fenster, und in den meisten brannte Licht. Sie hörte, wie eine Wagentür zugeschlagen wurde – und dann noch eine. Sie sah, wie der Mann, der sie hergefahren hatte, von der einen Seite und von der anderen Seite der Fahrer des Krankenzuges auf sie zukamen. Die beiden Männer tippten mit den Fingern an ihre Mützen. „Na, meine Dame, was gibt's?“ fragte der Fahrer des Krankenzuges. „Sie ist ein Fahrgast von mir“, sagte der Taxifahrer. „Eine englische Stewardess. Interessiert sich für alles.“

Ann holte wieder ihre Zigarettenpackung heraus. „Was ist mit der Frau, die Sie hergebracht haben?“

Der Taxifahrer zog sein Feuerzeug.

„Nichts Besonderes“, sagte der Fahrer des Krankenzuges. „Sie hat nur... sie kriegt... na, wie das eben ist in solchen Fällen. 'ne Entbindung.“ Er lächelte. „Ein Christkind gewissermaßen.“

Ann sah ihn fragend an.

Der Taxifahrer sagte: „Sie erwartet ein Kind. Sie verstehen? Was starren Sie mich denn so an? Eine Frau, die ein Kind kriegt, das ist doch wirklich nichts Außergewöhnliches. Wenn Sie noch länger hier herumstehen und Ihr Flugzeug verpassen wollen, dann können Sie ihr vielleicht noch gratulieren. Kommen Sie, steigen Sie ein.“

Sie fuhren zum Flughafen zurück.

Im Licht der Scheinwerfer sahen Ann und der Taxifahrer, daß es zu schneien anfing. Ann dachte an Richard und an Harry, dann dachte sie an ihr kleines, einsames Heim in Bloomsbury, an den Kamin und an den Mistelzweig. „Es fängt an zu schneien“, sagte der Fahrer.

„Ja“, sagte Ann.

Richard und Harry warteten schon auf sie. „Es wird Zeit“, sagte Harry. Richard sagte: „Ein bißchen wenig, eine dreiviertel Stunde, für ein Rendezvous, wie?“

„Ja, natürlich“, sagte Ann. Aber sie dachte an die andere Frau. An die andere Frau aus dem anderen Wagen...



Amis,
"e war
bäude
agen,
eben
umzu-
iel zu
issen
nicht
sagte
hren
weiter
nten-
ndig-
rene
„Ob
Muß



Fröhliche!

Von Philipp Wiebe

Es lag kein Schnee, es war nicht kalt, auch nicht warm, etwas neblig, ein Wetter ohne Charakter, ein Wetter, das die Alten veranlaßte, zu beteuern, früher sei es echter gewesen, redlicher, so, wie es zu sein hatte, wenn Weihnachten nahte. Vor Jahren hatte der Frost geklirrt, der Schnee geknirscht, Ohrenschützer und Pulswärmer aus Wolle waren notwendig gewesen, auch Filzstiefel, und zu Hause in behaglich erwärmten Stuben, angefüllt mit Bratpfelduft, hatten laubsägende Jungens und stickende Mädchen gegessen, hingegeben dem wonnigen Gefühl erlaubter Heimlichkeit, mild lächelnde Mütter hatten Wunschzettel studiert – eine Puppe mit echten Haaren, ein Steckenpferd, ein Brummkreisel –, und über allem die gesummt, gesungen und ungesungenen Lieder: „Ihr Kinderlein kommet...“, „O Tannenbaum...“, „Es ist ein Ros' entsprungen...“ Dereinst war es so gewesen.

Köthe ging durch die Hauptgeschäftsstraße, ging hastig, ungeduldig, war nervös, dachte immerzu: „Was soll ich nur kaufen, was soll ich nur...“ Er war in Versuchung, aus echter Ratlosigkeit die Hände zu ringen. Rechts und links Schaufenster, grell, dekoriert mit seelenvoller Gründlichkeit und der cleveren Zuversicht unterschwelliger Werbung, versehen mit windigen, tannengrünen und engelhaarigen Appellen an eine gepeinigete Kundschaft, etwa: Man trinkt Sekt zum Fest! (Soll heißen und wird auch so verstanden: Wer zum Fest keinen Sekt trinkt, beweist damit seine beschämende Armut!)

„Sie kauft sich ja alles selbst“, dachte Köthe, „Sie braucht kein Weihnachtsfest, um langgehegte Wünsche erfüllt zu sehen. Nur Parfüm und Schmuck nimmt sie noch an. Ich habe die Wahl zwischen Parfüm und Schmuck. In diesem Jahr habe ich einen Ring zum Geburtstag geschenkt, ein Armband zu Ostern, eine Kette zum Hochzeitstag, eine Brosche zum Muttertag, obwohl sie keine Mutter ist, und zum Namenstag ein Fußknöchelkettchen aus purem Gold; vorige Weihnachten eine winzige kleine, goldene, wasserdichte, stoßgesicherte Automatic-Armbanduhr. Und dazu immer Parfüm: Pigalle bei Nacht (betörend, Geheimnisse verheißend und Liebe offenbarend! DM 79,50).“ Köthe stöhnte gequält auf.

Vor zwei Wochen hatte er auf eine nackte Parkettstelle gezeigt und gesagt: „Hier würde sich eigentlich eine kleine Perserbrücke ganz gut machen, was meinst du?“ Und nun wußte er: Irma würde ihm die Perserbrücke schenken. „Lieber eine Perserbrücke“, dachte er, „als im-

mer wieder Krawatten, Manschettenknöpfe und elektrische Rasierapparate.“

„Was soll ich ihr nur schenken? Was soll ich ihr...“ Im ganzen Haus fehlte nicht ein Teil, das man zu Weihnachten schenken konnte. Die elektrische Waschmaschine hatten sie im Herbst gekauft, sehr günstig. Die Waschmaschine war der i-Punkt auf dem kompletten Haushalt. Auch die Perserbrücke würde ein i-Punkt sein. Und über dem i-Punkt gibt es nichts mehr. Man war auf bestürzende Weise wunschlos.

„Vor 9 Jahren, als wir noch arm waren, da wußte ich Geschenke“, dachte Köthe wehmütig. „In jedes Geschäft konnte ich hineingehen, überall gab es massenhaft Geschenke für Irma. Ich schenkte ihr Strümpfe und einen Karton Seife, und sie freute sich darüber, es ist heute nicht mehr zu fassen, aber sie freute sich tatsächlich darüber. Und ich, ich freute mich über ein Oberhemd. Es war auch noch schön, als wir uns vor 7 Jahren zusammen das erste Auto schenken, ein gebrauchtes, doch gut erhaltenes. Nach Weihnachten fuhren wir dann eine Woche nach Bayern. Irma war noch nie im Leben in Bayern gewesen! 7 Jahre ist das erst her. Heute sagt sie, wenn wir Reisepläne machen: Ich war noch nie in Sao Paulo! Sie sagt es schmolend, als wenn ihr das Leben etwas Wichtiges vorenthalten hätte. Köthe dachte das, während er blicklos in die funkelnde Auslage eines Juweliergeschäftes starrte. Es gab nichts, was Irma nicht schon gehabt hätte.

Köthe rannte weiter, wurde immer nervöser, dachte verbittert: „Können sie nichts Neues finden!“ Und er rannte die Straße hinauf und hinab, mal auf der rechten Seite, mal auf der linken. Er hörte, wie eine Frau zu einer anderen Frau sagte: „Aber das habe ich ihm doch im vorigen Jahr geschenkt!“ Er hörte, wie ein kleiner Junge zur Mutter sagte: „Kein Segelflugzeug, eins mit Motor!“ Und er hörte, wie ein Mann zu seiner Frau sagte: „Sekt, daß wir den Sekt nicht vergessen!“

Ihr Haus ist komplett eingerichtet? Dann ist es an der Zeit, ein Billard zu schenken! Köthe las es, dachte: „Vielleicht hätte ich Freude daran. Aber Irma?“

Köthe gab es auf, er ging zu seinem Wagen, zahlte dem Parkwächter 1 Mark, der sagte mürisch: „Fröhliche Weihnachten“, und Köthe antwortete überhaupt nicht.

Im Bett, Irma schlief schon, fiel ihm ein, daß er ihr ja Geld schenken konnte, einfach Geld. Er würde zur Bank gehen und sich zwei Hundertmarkscheine geben lassen, zwei ganz neue, unzerknitterte Scheine. Nein, nicht zwei –

man schenkt auch nicht zwei Rosen –, es muß immer eine ungerade Zahl sein. Also drei.

Am nächsten Tag schob er die drei Hundertmarkscheine in ein mit violetter Seidenpapier gefüttertes Briefkuvert. „Für meine geliebte Irma!“ schrieb er darauf, mit grüner Tinte, und er dachte befriedigt: „So!“

Der Baum und die flackernden Kerzenflammen verbreiteten einen Geruch, der an Kindheit erinnerte, an erfüllte Erwartungen. Irma tat so, als ob sie sich über das Geld freue, er tat so, als freue er sich über die Perserbrücke. Sie küßten sich, pusteten dann die Kerzen aus und schauten sich im Fernsehen eine Bescherung für gepflegte Waisenkinder an. Die Kinder sangen lieblich, ihre ovale Münder sahen rührend aus, ein Minister streichelte die Kinder, küßte einige.

Köthes tranken Sekt und sehnten sich nach Greves, die erst am nächsten Abend kommen sollten. Er machte den matten Versuch, Irma mit dem gutaussehenden Herrn Greve zu neken, er sagte mehrmals: „Er liebt dich“, und Irma lachte laut, um ihn zu widerlegen, aber er merkte, sie hörte es gern.

Am nächsten Morgen fuhr Irma zu Dorit, ihrer Freundin. Köthe rief indes einige Freunde an und wünschte „Fröhliche!“ Dann las er ein wenig in der Weihnachtsausgabe seiner Zeitung, las – wie jedes Jahr –, daß es zweckmäßig sei, einen Wassereimer neben den Weihnachtsbaum zu stellen. Er aß eine Marzipankartoffel, trank einen Kognak, rauchte eine Zigarre, und aus dem Radio klangen bekannte Weisen aus Humperdincks Oper „Hänsel und Gretel“ – wie in jedem Jahr.

Irma kam zurück, trat ins Zimmer und lachte. Als sie das Auto in die Garage hatte setzen wollen, war sie an der Tür hängengeblieben: linker Kotflügel und linker Scheinwerfer waren zerbeult. „Nicht ärgern“, sagte sie zu Köthe, „ich bezahl's von den 300 Mark. Strafe muß sein“, fügte sie hinzu.

Am Abend erzählten sie Greves, Irmas Weihnachtsgeschenk seien ein Kotflügel und ein Scheinwerfer, und Greves lachten sehr, und Herr Greve legte für einen Augenblick den Arm um Irmas Nacken, und Frau Greve drohte daraufhin ungemein schalkhaft mit dem Finger, und Köthe sagte: „Was habe ich gesagt, Irma?“ Greves wollten natürlich wissen, was er denn gesagt habe, und als sie es wußten, lachten sie noch mehr. Köthe sah dabei zum erstenmal, daß Frau Greve zwei goldene Backenzähne hatte.

Ehe sie die Sektgläser an die Lippen setzten, riefen sie im Chor: „Fröhliche!“

Die neuen Gildebücher für den Weihnachtstisch

Der Weihnachtstisch der Büchergilde Gutenberg ist wieder reich gedeckt, vom Kinder- und Jugendbuch über Romane, Klassiker und Bildungsbücher bis zu hochpolitischen Werken ist an jeden Geschmack, jedes spezielle Bedürfnis gedacht.

Wir greifen uns, weil er uns in mancherlei Hinsicht wichtig scheint, den umfangreichsten Wälzer heraus: William L. Shirers „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches“. Das Buch hat bekanntlich Furore gemacht, es wurde gepriesen und bekritelt, doch in einem waren sich wohl alle einig: daß es auf den 1194 Seiten lebendiger, ja einmaliger Dokumentation und persönlichen Erlebens kaum eine Stelle gibt, die trocken oder gar langweilig ist. Shirer war bekanntlich amerikanischer Korrespondent im Nazireich, er kannte fast alle handelnden Figuren persönlich. Ein großer Teil dieser entlarvenden NS-Dokumente lagerte bis 1955 in Alexandria (Virginia). Neben den 51 „Lagebesprechungen“ im Führerhauptquartier und den Nürnberger Sitzungsprotokollen und Beweisurkunden sind die sogenannten Alexandria-Dokumente das kostbarste Material, das Shirer für seinen großartigen Wurf zur Verfügung stand. Die Mischung von Journalist und Historiker ist dem Werk nicht schlecht bekommen. Es hat atemberaubende Passagen und ist von einer trockenen, unpathetischen Leidenschaft. Einige sachliche Korrekturen hat Professor Golo Mann in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe angebracht. Gewisse Zusammenhänge zwischen preußisch-deutscher Tradition und Drittem Reich haben Shirer zu simplifizierenden Urteilen verführt. Aber das sind nicht entscheidende Züge dieses in großem Zuge geschriebenen Berichts. Es ist das tägliche Erlebnis des kritisch und unabhängig beobachtenden Zeitungsreporters, das Menschliche mit allen Schwächen und Fehlern, das den Grundton dieses für die Aufklärung der Jugend wichtigen Buches bestimmt.

Unter den neuen Gildebüchern des 4. Quartals finden sich noch, worauf einmal ausnahmsweise summarisch hingewiesen sei, der Band II des bekannten Bildungsbuches (Geisteswissenschaften, 776 Seiten mit 400 Abbildungen), der „Große Weltatlas der Büchergilde“ mit 128 zwölfteiligen und ebenso vielen vierfarbigen Kartenseiten, der berühmt gewordene und verfilmte Roman „Die Rote“ von Alfred Andersch, Wolfgang Leonhards fesselnder Abriß eines bedeutsamen sowjetischen Geschichtsabschnittes „Kreml ohne Stalin“ (512 Seiten), das Reisebuch des Afrikaners Janheinz Jahn „Durch afrikanische Türen“, „Die letzten Oasen der Tierwelt“ (mit Zoologen, Wildhütern und Kamerajägern in den Nationalparks der Erde) von Dr. Wolfgang Engelhardt, ein Bildband „Abenteuer der modernen Kunst“ von Oto Bihalji-Merin, William Faulkners Roman „Die Unbesiegbaren“, ferner eine zweibändige, von Hermann Kesten eingeleitete Lessing-Ausgabe, ein Erzählungsband von Gogol „Abende auf dem Vorwerk bei Dikanjka“, ein Sammelband „Englisches Theater“ mit einem Begleittext von Siegfried Melchinger, ein sorgfältig ausgewählter „Opern- und Operettenführer“.

W. Sch.

Neue Filme

Besprochen von Hans Plück

Macbeth Bavaria Filmverleih

Das vielzitierte Problem, ob klassisches Bühnengut ins Filmische zu übertragen sei, kann und soll hier anlässlich der Wertung einer neuen Shakespeare-Verfilmung nicht erörtert werden.

Ob aber der verantwortliche Inszenator ehrliche, konzessionslose Arbeit geleistet, ob er um eine die Dichtung geistig durchdringende Analyse bemüht war, ob er, im Rahmen des ihm Möglichen, selbstschöpferisch eine Vorstellung für die Verlagerung auf die filmische Ebene erarbeitet hat und ob er schließlich den geistigen Gehalt und das innere dramatische Gefüge der Dichtung zu wahren vermochte, sind Fragen, die im Mittelpunkt einer jeden kritischen Beleuchtung solchen Charakters stehen müssen.

Die Shakespeare-Filme Sir Laurence Oliviers haben hier immerhin Maßstäbe gesetzt, an denen man sich in Filmkreisen orientieren sollte. Was aber Regisseur George Schaefer bei der Verfilmung von „Macbeth“ vorgeschwebt haben mag, bleibt rätselhaft.

Das schon auf der Bühne schwer spielbare Stück, dem man im Film eine stärkere akzentuierte Deutung, Klärung und Abgrenzung des halb rationalen, halb irrationalen Geschehens gewünscht hätte, wurde mit schöner Unbekümmertheit zu einem Schwert-Schild-Mantel-Melodram mit psychologischem Tiefgang, verkitschtem Opernphatos und schaurigen Gruseffekten hochgequält.

Unheilschwanger kichern die Hexen, mordlustig rollen die Augen, „farbenfroh“ tropft auf bunter Leinwand das Blut, metallenen klirren die Schwerter; und wenn schließlich des toten Banquos Gespenst schemenhaft am Gastmahl teilnimmt, prickelt es dem Zuschauer, der

es bis dahin noch in seinem Kinossessel ausgehalten hat, wohlverdient längs des Rückgrats. Der Gerechtigkeit halber muß noch gesagt werden: Die Dialoge sind gut; nun, die sind ja auch von Shakespeare. Der Rest – indes – ist Schweigen.

90 Minuten nach Mitternacht Verleih: Constantin-Film

Wieder einmal wollte man hierzulande den Teufelskreis der erfolg- und niveaulosen deutschen Filme durchbrechen.

Löblich war das Unterfangen, wenig konzentriert die Ausführung, und von minderer Qualität ist – mit Verlaub gesagt – das nun vorliegende Resultat.

Vor Jahren haben die Amerikaner nach der Stoffvorlage von Joseph Hayes einen Film gedreht, der spannende Handlung bot und uns zudem einen Spiegel vorhielt, in dem sich die heutige wirre, unruhige Zeit lupenscharf reflektierte. Der Film hieß „An einem Tag wie jeder andere“ und wurde ein großer Erfolg.

Als ansprechende Synthese aus Spannung und zeitkritischem Bezug war auch „90 Minuten nach Mitternacht“ gedacht, dem ebenfalls ein Roman von Joseph Hayes zugrunde liegt. Über die Entführung der jungen Julie Elgin durch einen jugendlichen Psychopathen wird berichtet, der dann durch das mutige Eingreifen von Julius Vater ein einigermaßen glimpfliches Ende gesetzt werden kann.

Doch aus dem Zeitspiegel wurde ein Zerrspiegel, der nur verschwommen und zusammenhanglos ein Stück Gegenwart wiedergibt und die Handlung, vormals dramaturgisch geschickt um den mahnend erhobenen Zeigefinger drapiert, tut sich hier fade, klischeehaft und langatmig, peinigend langatmig an. Ein Film also, der sein Anliegen nicht zwingend

vorzutragen weiß. Ungenau auch streckenweise das Zusammenspiel so bewährter Darsteller wie Hilde Krahl, Martin Held, Christian Doerner und Christine Kaufmann.

Der Regisseur des Streifens, Jürgen Goslar, sollte einmal ernsthaft überlegen, ob er sich künftighin nicht doch besser wieder nur vor der Kamera versucht.

Einsam sind die Tapferen Verleih: Universal International

Daß Filme über den Wilden Westen nicht immer schlechte Filme zu sein brauchen, hat sich zumindest seit „12 Uhr mittags“ herumgesprochen. Auch dieser jüngste Western, der über den großen Teich kam, beweist es, und er verdeutlicht an seinem Beispiel, wie ernst und sauber die Amerikaner in diesem Genre operieren und wie geschmackvoll und konsequent sie dies Thema variieren können.

Die Geschichte spielt, entgegen sonstigen Gepflogenheiten, in unseren Tagen. Geschildert wird das Schicksal eines der letzten amerikanischen Viehtreiber, eines Mannes, der Freiheit über alles liebt und mit der Zivilisation – an der er scheitern soll – und deren Verbotstafeln nicht viel anzufangen weiß.

Eines Nachts hat ihm der Steppenwind das schöne, uralte Lied von der großen Freiheit und der großen Einsamkeit des Menschen ins Ohr gesungen, das ihn von da an überall hin begleitet und nie mehr losgelassen hat. Bis zu seinem Ende...

Sicher hat Regisseur David Miller diese Quichotte in den Griff bekommen, knapp, trocken, spannend, unsentimental und ein wenig ironisch erzählt er sie, und ernst, erschreckend echt und lebensnah läßt er sie enden. Die Geschichte, bis dahin gediegene, schmunzelig-

nachdenkliche Unterhaltung, erhält in jenen letzten Szenen gleichnishafte Zuspitzung. In den Hauptrollen spielen Kirk Douglas und Walter Matthau.

Ein Film, gedreht für alle, die jung sind oder in ihrem Herzen jung geblieben sind. Ein Film zum Lachen und manchmal auch zum Weinen, der lange in Erinnerung bleiben wird.

Die Verdammten der Meere Rank

„Billy Budd“, das weltberühmte Gleichnis von der Beziehung des Mittelmäßigen, Menschlichen zum Absoluten, Chaotischen, nach „Moby Dick“ Herman Melvilles wichtigstes Werk, ist wie für den Film geschaffen. Es bietet hart pulsierendes, pralles Leben, Spannungsgeladene Handlung und verdichtet – was seine literarische Bedeutsamkeit ausmacht – die Ahnung des Menschen von großen, metaphysischen Zusammenhängen. Aber es mußte erst ein Mann wie Peter Ustinov kommen, diesen Schatz zu heben.

Als Produzent, Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller hat Ustinov den Fall „Billy Budd“ übernommen und ihn trefflich gelöst. Sein Film hat dichtes, transparentes Geschehen, von einer meisterhaft geführten Kamera nuancenreich ausgeleuchtet und gedeutet, von einem großartigen Darstellerensemble schauspielerisch sicher bewältigt (Kapitän Vere: Peter Ustinov; Billy Budd: Terence Stamp; Claggart: Robert Ryan).

„Billy Budd“ ist ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk, wie die Natur ein Kunstwerk ist: äußerlich blendend schön und ergreifend, in seiner Konsequenz scheinbar unlogisch, aber dann doch von einer spürbaren höheren Wahrheit, die alles menschliche Erwägen und Ermessen verstummen läßt.

Filmsplitter

„1984“ subventioniert

In diesen Tagen erst wurde bekannt, daß die Regierung der USA seinerzeit den englischen Film „1984“, nach George Orwells gleichnamigem Roman gedreht, mit 100000 Dollar subventioniert hat, weil er antikommunistisch war. Diese Beihilfe hatte Washington das Recht eingeräumt, das Drehbuch zu kontrollieren und dafür zu sorgen, daß der Film überall auf der Welt gespielt würde. Das Bekanntwerden dieses amerikanischen Schachzuges im kalten Krieg gegen die Sowjetunion brachte die englische Öffentlichkeit in eine späte und um so stärkere Erregung. Man befürchtet nun nämlich allenthalben, ein solches Beispiel könne auch von anderen politisch Interessierten nachgeahmt werden.

Filmsonntag in Österreich

Diesjährig zum drittenmal wurde in allen Diözesen Österreichs ein Filmsonntag gehalten. Der festliche Tag stand unter dem Motto „Der gute Film braucht auch dich“. Wie schon im vergangenen Jahr hatte die „Katholische Filmkommission für Österreich“ wieder eine Liste mit wertvollen Filmen aus den letzten drei Jahren zusammengestellt.

Film über skeptische Jugend

Einen Film über die skeptische Jugend Europas zwischen sechzehn und fünfundzwanzig Jahren wird der italienische Regisseur Paolo Cavara drehen. Cavara will mit seinem Aufnahmestab durch die Lande ziehen und überall dort dokumentarische Aufnahmen machen, wo gerade ausschreitende Handlungen unzufriedener Jugendlicher registriert werden. Cavara möchte auch in Moskau filmen. Der russische Schriftsteller Jewtuschenko hat ihm schon seine Vermittlerdienste angeboten.

Sicheres Gespür

Zum erstenmal hat eine englische Kartenagentur fest einen Teil der Kinokarten für einen bis dato noch nicht aufgeführten Film übernommen. Der Film, der dieser Agentur das Risiko von immerhin fast vierhunderttausend DM wert ist, heißt „Lawrence von Arabien“ und ist schon seit Monaten in aller Munde. Der Columbia-Filmverleih, der den mit viel Aufwand gefertigten Streifen unter seine Obhut genommen hat, hofft, daß diese Methode des Vorverkaufs in England Schule machen wird.

Neue Stummfilmära?

Der englische Filmkomiker Monkhouse und sein Mitarbeiterstab wollen – um die Gunst des Publikums zu gewinnen – längst verlassene Filmpfade beschreiten. In einer Serie von über fünfzig Stummfilmstreifen sollen die alterprobten Späße und Spannungsmomente jener Tage vor der Erfindung des Tonfilms aufgepoliert und neuerlich einem interessierten Publikum vorgestellt werden.

Jeder Streifen wird eine Vorführungsdauer von zwanzig Minuten haben und mit Unterbeziehungsweise Zwischentiteln versehen sein. Mr. Monkhouse hat die Herstellungskosten mit etwa vier Millionen DM veranschlagt. Ob sich der Einsatz lohnen wird?

Abgelehnt

Abgelehnt hat der „Evangelische Filmbeobachter“ den US-Superfilm „Der längste Tag“. Der Streifen sei wertlos, weil in ihm „unter Verfälschung der Kriegswirklichkeit und unter Vermeidung jeglicher Auseinandersetzung mit der Problematik des Krieges ein geschichtliches Ereignis zum reißerischen Schauobjekt mißbraucht wird“.

Film als Unterrichtsfach

Filmgeschichte und Filmkunde sollen in Schweden als neue Unterrichtsfächer in allen Schulen eingeführt werden. So veranlaßt vom Staatlichen Institut des Films in Schweden. Zur Zeit werden einzelne Punkte des Projekts geprüft. Wenn der Plan durchgeführt wird, ist Schweden das erste Land der Erde, in dem der Unterricht über das Filmwesen offiziell in den Lehrplan der Schulen aufgenommen wurde.

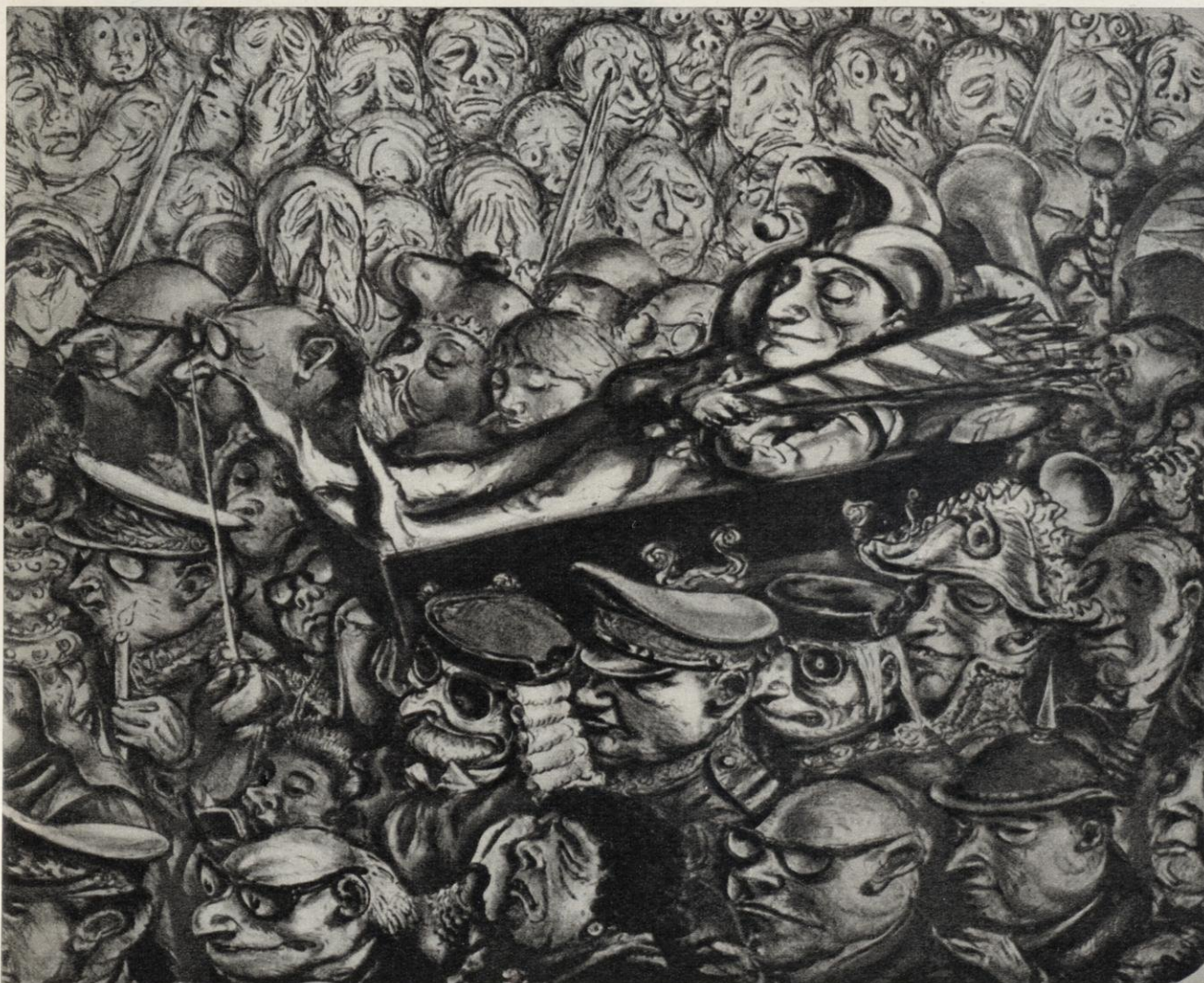
Plakatstreik

In fünfzehn italienischen Großstädten gibt es seit Mitte Oktober auf den Straßen keine Filmwerbung mehr. So haben es die Spitzenverbände der Theaterbesitzer, Verleiher und Produzenten beschlossen. Der Grund: die als überspitzt empfundene Preiserhöhung der städtischen Werbegesellschaften. Dergleichen Maßnahmen haben sich schon früher als erfolgreich erwiesen. Es war kein Besucherrückgang in den Kinos zu verzeichnen gewesen, und die Werbegesellschaften hatten sich schließlich zu Tarifverhandlungen bereit erklärt.



Die Ratte

Der Humor wird zu Grabe getragen



Kritischer Kalender 1963

In zwei Wochen schreiben wir 1963! Wieder liegt ein unübersehbarer Berg von Kalendern vor. Und wieder – zum fünftenmal – bringt der „Kritische Kalender“, im Clan-Presse-Verlag, 2051 Schretstaken über Hamburg-Bergedorf, erschienen, eine spezielle Note in das überreiche, mannigfaltige Angebot. Bildlich, aber auch im wahrsten Sinne des Wortes rückt der Graphiker A. Paul Weber mit spitzer Feder den menschlichen Schwächen zu Leibe. In 27 Lithographien, hier in vorzüglichen Abbildungen, geißelt er das, was in unserer heutigen Gesellschaft morsch und korrupt ist. Mit Weber ist man gegen die Dummheit, gegen den Hochmut, gegen die Neugierigen, gegen christliche Scheinheiligkeit, gegen eine Technik und gegen unsere hektische „Tretmühle“ im Alltag, die die Menschlichkeit ersterben lassen, gegen Exzesse moderner Kunst, gegen eine makabre Politik. Die Grenzen des Arztes werden aufgezeigt und die Inflation der Preisverleihungen. Der Künstler nagelt den Militarismus fest: „Der Oberkommandierende“, in ordenübersäter Uniform, mit einem Totenkopf versehen, beugt sich über seine Generalstabskarte. Welch symbolhafte Realistik, die jeder unschwer verstehen kann! Oder „Die Ratte“ mit dem unheimlichen Blick; ein Pinsel, ein Farbtopf in den Pfoten – an der Mauer ein Hakenkreuz hingeschmiert. Braucht der Betrachter noch eine eingehendere Erläuterung?

A. P. Weber macht uns auf diese Wahrheiten aufmerksam. Der geniale Zeichner greift an – und wir erschauern über diese Wirklichkeit, die in unserem Staat ja tatsächlich vorhanden ist.

Pessimismus? Der Kritische Kalender will, daß wir die Feinde erkennen mögen, nicht daß wir verzweifeln, sondern aktiv werden. Dabei helfen die Aussprüche von namhaften oder auch unbekannten Autoren, die dem Kalenderium und den Bildern beigegeben sind. Z.B. die Worte Macmillans: „Wenn wir Glauben und Mut besitzen – dann haben wir auch das Recht, zu diesen die Hoffnung hinzuzufügen.“ Der „Kritische Kalender 1963“ ist als gebundenes Buch erschienen und kostet DM 9,80. Wer die Original-Handabzüge, nach denen die Abbildungen gemacht sind, erwerben möchte (Größe je Blatt etwa 40 x 50 cm), kann sie ebenfalls über die Clan-Presse beziehen.

Ott



„Meine ist ganz verbogen!“

Auf diesem nicht gewöhnlichen Wege ...

Von Erich Kästner

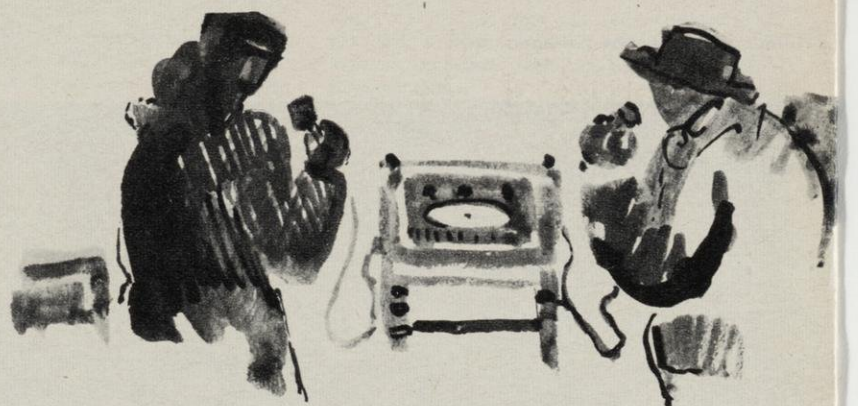
Arthur und Püppchen, die Gattin, standen im Kaufhaus. Sie hatten für Arthurs Vater einen Strohhut gekauft – Strohhüte sind im Dezember preiswert – und Püppchen machte auf dem Zettel, den sie in der Hand hielt, einen Strich. Wieder etwas erledigt! Arthur war mit Paketen behangen und schien schlechter Laune. „Nun noch ein Geschenk für Tante Olga, das ist notwendig“, sagte seine Frau. Sie musterte die Ladentische aufmerksam. Denn wohlhabende Tanten verdienen Aufmerksamkeit. „Wir könnten ihr eigentlich auch so einen Strohhut schenken“, meinte Arthur. Sie schüttelte den Kopf. „Oder einen Ankersteinbaukasten.“ „Verrückt“, sagte Püppchen und suchte weiter. „Was hältst du von einem vergoldeten Rasierapparat?“ fragte er. „Für Tante Olga?“ Er wagte nicht zu nicken, sondern schleppte sich und die Pakete stumm weiter. „Halt!“ rief er plötzlich und zeigte auf eine Ecke in der Musikabteilung. Dort wurden Grammophonplatten angeboten, die man mit eigenem Text besprechen konnte. Seine Frau dachte einen Augenblick nach und meinte dann: „Nicht übel.“ Ein Fräulein trat näher und fragte: „Sie wünschen?“ „Wir möchten eine Grammophonplatte mit unserer eigenen Stimme haben“, verlangte Püppchen. „Für Tante Olga“, erläuterte Arthur. „Ich kann Ihnen so eine Platte als Geschenk nur empfehlen“, sagte das Fräulein. „Treten Sie bitte näher. Eine mittelgroße Platte kann zweieinhalb Minuten besprochen werden und ist sechshundertmal spielbar. Hier sind zwei

„Aber mit Vergnügen“, sagte der Bürgermeister und schaltete den Plattenspieler ein. Tante Olga wickelte die Platte aus dem Papier, legte sie auf den Apparat und setzte sich, das Taschentuch im Hinterhalt, in einen tiefen Sessel. Man hielt den Atem an. Der Bürgermeister ging auf Zehenspitzen zum Sofa. Man saß einem großen Kreis, – und die Platte begann sprechen: „Einen Vorzug hat diese Art Glück zu wünschen schon. Man braucht der alten Schraube dabei nicht ins Gesicht zu sehen. kschksch ... es ist deine Tante, nicht meine. kschksch ... Na, los, sag' was Nettes ... Tst ... Was denn? Vielleicht, ob sie hundert Jahre alt werden will? Sitzt in der Provinz auf ihre Geld, diese knausrige Figur ... kschksch ... Darf ich bitten, meine Herrschaften, möglichen langsam zu sprechen, lauter und deutlicher. krr ... Liebes Tantchen! Hier sind Püppchen und Arthur aus Berlin. Wir wünschen dir zu Weihnachtsfest alles Gute. Wir kämen gerne einmal zu dir herüber. Na, vielleicht in den Ferien ... kschksch ... Püppchen meinte wohl hin mit Recht, es sei ein wahrer Jammer, daß wir dich so lange nicht gesehen hätten ... ts ... Treten Sie nicht zu nahe ans Mikrophon, meine Herrschaften. Weiter weg, wenn ich bitten darf ... krr ... Was macht die Gesundheit Tantchen? Sei nur recht vorsichtig. Arthur meint, wir wollten dir einen Baumkuchen schicken. Aber bei deiner Verdauung, um außerdem sind wir etwas knapp mit Geld. pst, sind die zwei Minuten nicht bald rum? Wollt ich der alten Schachtel denn noch sagen ... kschksch ... Sie soll uns, ehe sie in ihre Geld erstickt, einen Tausender schicken. ksss ... Liebe Tante, hoffentlich verbringst du



Die Geburtsanzeige

„Vergiß vor allem die Flirten nicht, sie sind so nett!“



Mikrophone. Stellen Sie sich bitte nebeneinander, der Herr links, die Dame rechts. Es kostet zehn Mark. Wir können gleich anfangen.“ „Aber was sollen wir denn sagen?“ fragte Arthur verlegen. „Viel Glück, Gesundheit, langes Leben. Sie könnten leider nicht kommen“, schlug das Fräulein vor. „Einen Vorzug hat diese Art Glück zu wünschen schon“, sagte Püppchen, „man braucht der alten Schraube dabei nicht ins Gesicht zu sehen.“ „Es ist deine Tante, nicht meine“, konstatierte Arthur. Das Fräulein war im Nebenzimmer verschwunden. Das Ehepaar stand vor dem Mikrophon und wünschte der fernen Tante alles Gute und Schöne.

Am Heiligen Abend erschien Tante Olga bei Bürgermeister Gruber. Man hieß sie willkommen. Der Salon war voller Menschen. Tante Olga begrüßte die Anwesenden und erzählte dann, sie habe von Püppchen aus Berlin eine Grammophonplatte geschickt bekommen. Und auf ihr Päckchen zeigend, das sie vorsichtig hielt, sagte sie: „Beste Frau Bürgermeister, Sie haben doch einen Plattenspieler, und ich habe keinen. Meine Nichte und ihr Mann haben nämlich selber die Platte besprochen, schreiben sie. Was es so alles gibt. Und das möchte ich nun gern mal hören ...“

den Heiligen Abend im Kreise von lieben Bekannten. Es ist komisch, wenn man so bedenkt, daß wir hier ins Mikrophon reden, und ihr könnt es da drüben hören. Die Platte ist fünf- bis sechshundertmal spielbar und kostet ... kschksch ... Nicht doch den Preis sagen, das geht sie einen Dreck an ... kschksch ... Hoffentlich hat sie das nicht gehört ... kschksch ... Ach wo, was man leise spricht, kommt nicht auf die Platte. Verflucht, ist die Zeit noch nicht bald um? ... kss ... Hat sie überhaupt ein Grammophon? Nächste Weihnachten kommen wir bestimmt zu dir hinüber. Wir freuen uns schon jetzt darauf, dein liebes altes Gesicht endlich wiederzusehen ... hahaha ... kss ... Lach nicht so dämlich, Arthur ...

Tante Olga, die bis dahin wie gelähmt dagestanden hatte, stand auf, riß die Platte vom Plattenspieler herunter und warf sie wütend auf den Parkett. Bürgermeisters und die anderen Herrschaften saßen bedrückt herum. Ein paar junge Leute kicherten. Frau Doktor Riemer wollte die arme Tante trösten. „Lassen Sie mich in Ruhe!“ schrie Tante Olga und suchte ihren Hut. „Wo wollen Sie denn hin?“ rief der Bürgermeister. „Bleiben Sie hier, was wollen Sie denn jetzt zu Hause?“ „Mein Testament umstoßen“, erklärte die Tante und schmiß die Tür zu.